

PALIANO TEXTE 2010–2025



Texte der Stipendiat*innen der Casa Litterarum in Paliano, entstanden während ihrer
Schreibaufenthalte zwischen 2010 und 2025

zusammengestellt von der Österreichischen Gesellschaft für Literatur, Oktober 2025



RENATE AICHINGER

ciao. a casa.

paliano. also.
pa. what.
stille.

mit rom verbindest du es. und mit literatur. weil da liebe freund* & kolleg*innen.
aber sonst.

dass es allerdings so weit von der ewigen stadt. dass es da zwar eine verbindung. aber halt per autostrada. oder
treno. ja das schon. aber dass es dann doch im sogenannten nirgendwo.
dass es keine cafés ums eck.
das ist schon erst mal eine umgewöhnung für dich. du sogenannte kaffehaustante. die schon
ein bisschen decoff.
seit corona.
auch wenn es bei alessandra und marcello denen die kleine bar dass es bei denen immer sehr nett.

domus artium. also.
ein anwesen. für sich.
für sich ist man hier auch. aber nie einsam.
gelegen an der hektischen und für fußgänger*innen lebensgefährlichen schnellstraße.
ein herrschaftliches tor. das dich empfängt.
die lange pinienallee. mit der aussicht auf den minicampanile.
vorbei an den roten häuschen. noch eine minikurve. einen minihügel hoch — und.
ciao. casa litterarum.

die erstrahlt im schönsten abendlicht. du stellst den motor ab.
stille. du bist da.
an.gekommen.

tagtäglich.
entdeckst tiere. die du noch nie
vor skorpionen wurdest du gewarnt. begegnet bist du keinem. auch keine kreuzotter ist aufgekreuzt.

diese stille. die gar nicht still. weil hier täglich gejammt. live. gezirpe gesurre und gezwitscher. mal übernehmen
die zikaden mal die hunde.
und natürlich deine hauseidechse.

die allmorgendlich auf der türschwelle. die zuvor der vogel allmorgendlich als toilette. tua lucertola
die ihr sonnenbad. bis auch du. weil das dein morgenschreibplatz. bis dich die pralle sonne. und du um die
ecke in den schatten. mit dieser unglaublichen weite im blick. und dieser und dieser sengenden stille.
dein fast alltäglicher weg mit einem der mülleimer. getrennt nach tagen. um die kurve. durch die allee. zum tor.
diese leichtigkeit beim aufgehen. wenn du wieder beide hände frei.
wenn der baum auf dich wartet. der regenbaum. der dich vor der mittagshitze.

und wenn es dir zu still. wenn die siesta vorbei. war da immer eine stadt. ein dorf. oft auf einem hügel. die du
erkundet. mal subiaco. mal paliano. mal genazzano. mal agnani. und sehr oft olevano. weil du dich ein bisschen
verliebt. in dieses städtchen.
auch vincenzos ciao durchbrach die stille. mit tipps und schätzen aus seinem garten.
oder raoul und manu die gegenüber die fensterläden. die in den bundesländerateliers gewerkt.
zum schluss habt auch ihr gejammt. eine werkschau veranstaltet. burgenlandwien goes italia. coronatauglich in
der offenen alten scheune.
mit sofas draußen. bildern drinnen. lesungen an der scheunentürschwelle. und natürlich apero. vincenzo hat ein
paar herren mitgebracht. den bekanntesten maler olevanos. zum beispiel.
und für die welt außerhalb des colonnators einen livestream.

tore hast du auch gesehen.
beim italien-österreich-match. eine burgenland-wien-enklave inmitten der einheimischen.

du bist da.
heim.

es waren pralle tage. voller leben. inspirationen. die noch lange weiter in dir. die noch lang nicht still.

30 morgen später.
du stehst wieder an deiner
geliebten türschwelle.
ein letztes mal. Den schlüssel ins schloss.
gibst dein schreibplatzerl. wieder frei. machst platz für die hauseidechse.
sagst leise auf wiedersehen und hoffst. dass beim nächsten mal der baum. der dich vor dem blick aufs
amazoncenter geschützt. dass der noch steht.

liebe casa litterarum. ich war sehr a casa in dir.

*grazie.
liebe österreichische gesellschaft für literatur.
liebes bmkoes.
für meine neue liebe zum latium. das ich neu entdecken darf.
für die vielen zeichen. die ich eintippen konnte.
für die momente. die ich jetzt in mir trage.
für inspirationen. die meinen text in eine neue richtung.*

*grazie mille.
für ein unvergessliches monat.*

renate aichinger, paliano, juni 2021

RUTH ASPÖCK

Vier lange gute Wochen
voll Ruhe im italienischen Land.
Mir reiche Ausbeute
von den Fahrten
nach Cassino, Subiaco
mehrmals nach Rom.
In Neapel gewesen,
den Vesuv bestiegen,
dann wieder Ruhe hinter dem Haus,
das Nach-Notieren,
das Beobachtete festhalten
die Erinnerung schärfen.
Der weite Blick ins Land
von jeder Seite des Hauses
öffnet sich eine andere Pracht
des morgens und nachts
wenn die Fledermäuse
in den Steineichen jagen.
Es war schön!

Ruth Aspöck, 30. Juli 2010

EWALD BARINGER

für eh und je
tempo di gioia

di amarezza anche
on- und offline
ups & downs
cappuccino & aperol sprizz
palettenbar & palazzo grand hotel
gabriele giovanni
annunzierender kater
paradiesisch doch
die nach stroh duftende cagna
in liebe verraten
weiße fellspuren
im zaunwind
der große feigenbaum

und pistolettos wächter

gegen die nachtrufe
des kläglichen kauzes
weiterziehen
verändert aber
ganz bestimmt
weitermachen

Ewald Baringer, Mai 2014

KATRIN BERNHARDT

Efeubewuchertes
Den Zeiten ausgesetzt
getrotzt
Halbgestorben
Halblebend
Halmgetanztes Windkleid
Oleanderrascheln
Elsterdiebin
Eidechsenorakel
Kometen am Sonnenhimmel
Fuchsbau in mir
Füchse ums Haus

Mittags in Paliano

Madonna bröckelt
im Dunkeln des Torbogens
In bronzenen Schalen
improvisierter Blumenschmuck
Die Verdammten
schmoren im Fegefeuer
nicht in der Mittagshitze
Am leeren Hauptplatz
singt einer mit rauchiger Stimme
schmerzvolle Lieder
Hinter geschlossenen Fensterläden
plärren Fernseher
dampfen Gerichte und Gespräche
Vaffanculo!

Katrin Bernhardt, April 2025

CLAUDIA BITTER

am Morgen

am Morgen
die Grashalme gespitzt
die Baumkrone aufgesetzt
bin ich bereit
für den Zirkus
meine Augen springen in die Hügel
ufern aus
und wurzeln
im Blatt Papier
Zeichen
die unter die Haut gehen
wie Regentropfen

von ihnen lasse ich mir alles sagen

dieser Tag

dieser Tag hat keine Tore
dieser Tag hat keine Angst
alles ist, wo es hingehört
die Eidechsen, die Grashalme, die Bäume, die Himmel, die Gesichter
und alles betrinkt sich mit Licht
und taumelt
mein Ohr an die Brust dieses Tages gelegt
lauscht dem Flügelschlag der Stille
dem Wuchern der Wörter

Claudia Bitter, Mai 2017

Claudia Bitter, September 2024

die Ohren der Uhren

wenn sie gähnen
haben die Uhren müde Ohren
dann hören die Ohren der Uhren nichts
die Zeiger aber
hören die Zeit
aus den Ohren der Uhren
auch wenn die Zeiger gähnen
vor Müdigkeit
hören sie die Zeit
aus den Ohren der Uhren

ich übrigens steh auf einem Ohr
und kann die Zeit nicht hören
weil die Uhr steht
auf dem anderen Ohr

Claudia Bitter, September 2024

IRIS BLAUENSTEINER

»Atemhaut« (Romanauszug)

Am Geländer der Buswarteinsel lehnend, bewunderst du ein Luxusauto an der Ampel. Als es losdüst, spähst du ihm hinterher. Im Bus rätselst du, welche der anderen Wartenden in der Pakethalle arbeiten, denn aus einem anderen Grund fährt kaum jemand so weit an den Stadtrand. (...)

Fünf hundertsiebzig Schritte von der Haltestelle bis zur Halle. Manchmal auch weniger. Du hörst deine Schritte, das Knarzen der Gummisohlen auf heißem Beton. Hitze steigt auf, die Luft umhüllt dich, die Kleidung liegt klebrig auf deiner Haut.

Aus: »Atemhaut« (Kremayre&Scheriau, 2022)

Iris Blauensteiner, Oktober 2018

STEPHAN EIBEL

mutti

die umstände, die umstände
und sie bauen unterstände
höhlen die gehirne aus maus
und rufen: gusch!

mutti
viele wissen, wohin das führt
ein führerpolterkult
wollen es aber nicht wahrhaben
verdammst noch mal!

26. februar 2023

und wenn es genug
geregnet hat
dann hört es wieder auf

hör ich meine mutti
singen - als vierjähriger
hab ich gefragt:

wann ist das?
und sie fing von
vorn zu singen an

und ich fragte
wieder und wieder
wann ist das?

patschnass hör ich sie heut
mittag in paliano und seh
sie die wäsche falten

*Aus: »sternderln schaun« (Limbus Lyrik, 2024)
Stephan Eibel, Februar 2023*

CLAUDIA ENDRICH

There is more

Schwäbischer Literaturpreis 2023, 1. Platz

Beep. Beep. Beep. Mein Handscanner beept. Er ist mein Metronom, mein Pacemaker, mein Kommandant. Schneller, beept er. Die Kunden warten. Prime heißt zuerst. Erstklassig. Es heißt vor allem: sofort. Ich gehe nicht gern während der Schicht aufs Klo. Das verhaut mir den Schnitt. Am schlimmsten ist es, wenn ich meine Tage habe. *Beep. Beepbeepbeepbeep.* Die Ware kommt auf gelben Staplern. Campingstühle. Computertastaturen. Rucksäcke. Kinderspielzeug. Ein Backblech. Zwei Kuchenformen aus Silikon, herzförmig. Ein klobiges Ding, da steht „Zorb Water Ball“ drauf. Ich packe alles in Kartons, meine Tape-Maschine macht blau-schwarze Schutzzonen um die Kartons. *Ratsch-ratsch. Ratsch-ratsch.*

Duht, duht, duuht, das ist nicht mein Handscanner. Das ist Milan. Ich weiß, sein Stapler kann nicht anders klingen als die der anderen. Aber ich höre es. Die anderen machen *dut, dut, dut*, oder *nät, nät, nät*, aber er, das ist anders. Ruhiger. Sanfter. Als hätte er Angst, mich zu erschrecken, als wollte er so vorsichtig an mich heranfahren, dass er mir mit dem Arm des Staplers auf die Schulter tippen könnte. Ich mache *ratsch-ratsch-ratsch* und tue so, als hätte ich nicht schon längst bemerkt, dass er hinter mir ist. Dass er es ist mit seinem schönen, tiefen *duuht*, nicht einer von den *dutdutudut*-Grobianen.

Milan arbeitet seit zwei Jahren hier. Ich seit zwei Monaten.

Nur übergangsweise, habe ich gesagt.

Aha, hat er gesagt. Dachte ich auch.

Und danach?, hat er nicht gefragt. Zum Glück.

Das *duht, duht* hat aufgehört. Ich drehe mich um, weil seine Anwesenheit spüre ich trotzdem. Er sitzt im Fahrersitz, die Arme vor der Brust gekreuzt, die Finger unter den Ellbogen eingeklemmt. Sitzt und schaut mich an, einfach so, als ob es keine Handscanner gäbe, keine Beepgeräusche, kein *Prime*. Auf seinem grauen T-Shirt steht Prime. Auf meinem ist nur dieser Pfeil.

Ist dir schon mal aufgefallen, dass der Pfeil vom A zum Z zeigt?, hat er letzte Woche gesagt.

War es mir nicht.

Wann ist dir das aufgefallen?

Heute.

Und dann hat er es mir gleich gesagt. Was, wenn ich gesagt hätte: Ja, logisch, sieht doch jeder. – ? Milan ist nichts peinlich.

Er hilft mir, die Sachen vom Stapler zu nehmen und die fertigen Pakete aufzuladen. Ich muss aufpassen. Jeden Moment könnte es passieren, dass ich mit meiner Hand über seinen Oberarm streiche. Ihm den Arm um die Hüfte lege, nur kurz. Oder die Haare, die ihm in die Augen fallen, zur Seite schiebe. So gut kennen wir uns gar nicht. Aber ich glaube, er wäre nicht überrascht. Er fände es ganz normal. Irgendwie bin ich da sogar sicher. Der Impuls ist

so stark, ich streichle stattdessen das Paket, das ich gerade auf den Stapler gelegt habe. Reibe meine Handfläche an meinem Oberschenkel. Schiebe meine eigenen Haare zurück. Er macht einen kleinen Scherz. Nichts besonderes, wirklich. Ich lache, will laut lachen, kichere von der Nase bis in den Bauch hinein und gebe ihm im Vorbeigehen mit meiner Schulter einen kleinen Rempler. Meine Schulter will da gar nicht wieder weg, von seinem Rücken, von seinem Schulterblatt.

Er ist dürr. Er hat so Arbeitsmuskeln, nichts aus dem Fitnessstudio, keine besonders definierte Brust oder wie das heißt, sondern so eine Hühnerbrust unter dem grauen Polo, aber seine Arme, seine Schultern, sein Rücken, die sind es gewohnt, acht, neun, zehn Stunden am Tag zu leisten. Geh nicht, sagt meine Schulter, da schwingt seine Schulter ihn schon wieder auf den Stapler. Er winkt, ich auch. Ich weiß seinen Nachnamen gar nicht. Er fährt nicht weg. Es gibt kein *duuht*, dafür piepsen unsere Handscanner jetzt im selben Takt.

Beepbeep – Beepbeep. Er drückt auf alle Knöpfe. Hebt ratlos die fleißigen Schultern. Kaputt?, frage ich. So eine dumme Frage. Kann ein Stapler einfach so kaputt gehen? Vielleicht, sagt Milan.

Der Chef kommt. Während ich die neuen Sachen in Kartons packe, wandert mein rechtes Auge immer wieder zum Stapler. Der Chef drückt die gleichen Knöpfe wie Milan. Und nochmal. Nichts. Er sagt zu Milan, er soll die Knöpfe drücken. Der sagt nichts, macht einfach, jetzt weiß sogar ich schon, dass da nichts passiert. *Ratschratsch-ratsch.* Jetzt ein kleines Paket. Drei Blu-Rays. Wer schaut heute noch Blu-Rays? *Ratsch.* Vier Kochbücher. *Ratsch-ratsch.* Kopfhörer, die guten, und ein iPhone-Case mit Eulen drauf. Igitt. *Ratsch. Ratsch.* Milan wartet. Der Chef ist gegangen. Ich schicke ihm ein Grinsen rüber, so mit einem Mundwinkel, sage *Blää*, ohne was zu sagen. Er schiebt ein Wort im Mund herum, vielleicht sogar einen ganzen Satz, es scheint gut zu schmecken, er lässt den Satz drin, er mag den Satz. Ich will wissen, was es ist.

Der Chef kommt wieder.

Ratsch-ratsch.

Mach Pause, Milan. Der Techniker kommt gleich.

Ratsch. Seitenblick. *Ratsch.* Seitenblick. Blick. Der Satz von vorher ist weg. Dafür sagt Milan: Gehst du mit? Der Chef schaut schon wieder ins Tablet und ist weg. Mein Handscanner sagt, dass ich schon fünf Stunden und zweiundvierzig Minuten durcharbeite. Ich drücke drauf. Pausenbeep.

[...]

Textausschnitt aus: »There is more«, veröffentlicht in: »gestern morgen. Literaturpreis des Bezirks Schwaben 2023« (Wißner Verlag, 2023)

Claudia Endrich, April 2023

ISABELLA FEIMER

mein Spiegelbild überflutet mich, das Ringen
mit Geschlecht und Herkunft versetzt mich ins
Kindsein, zurück in ausweglose Fantasie, in ein
Michverlassen, um in mir zu sein. Salzwasser
schlucken und ertrinken und vollkommen sein, und
die Frühlingsblüten abgefallen und Frühling die
überschätzte Jahreszeit. Erst wenn die Veilchen den
Wiesen vertrauen, schmücken sich die Jahreszeiten,
ich erinnere mich. Der Aufbruch, die Stimmung,
die Stimme brüchig von den Birkenpollen, vom Salz
im Wasser – was verwechsle ich?

Küken schlüpfen lassen. Hörst du, wie die Eierschale
knackt? Hörst die Wechselhaftigkeit des Wetters,
siehst das Lächeln? Wie Wellen sein, einen Anfang
haben auf hoher See und dann im Sand verenden oder
an einer Klippe, ich welle, wie Frühling, Drang und
dachte an den Mond und seine Finsternis in dieser
einen Nacht und das Gras, das Richtung Sommer
wuchs. Mohnblumen färbten Horizonte rot und
rosa, noch schwiegen die Zikaden, noch Stille und
Eidechsen und ein paar Käfer, ihr Flug verwirrt von
früher Hitze, damals, als der Mond verschwand.

*Aus: »Versuch einer Verpuppung (Haymon, 2025)
Isabella Feimer, April 2022)*

KATHARINA J. FERNER

Fernpost aus Paliano

Nun also in der italienischen Hitze, wo der Tag zwischen Früchten, kalten Duschen und Siesta zu verschwimmen droht, wären da nicht die kühlen Morgenstunden auf der Terrasse, der Eidechsenspielplatz im Hinterhof. Ansonsten zählt einzig eine orange Katze zu meiner Gesellschaft, sie gähnt mir zu. Wenn ich ihr Gedichte vorlese, legt sie sich manchmal auf meinen Schoß. Ich setze meine Tigersonnenbrille auf, wir sind ein tolles Team, die Katze und ich, wir könnten Youtubestars werden, ob ich dabei Gedichte lese oder nicht, macht dafür keinen Unterschied, Tiere stehlen einem immer die Show. Ich behalte die Katze als natürlichen Fressfeind diversen Getiers, behalte die Spinnen, lasse sie die Fenster zuweben, das organische Fliegennetz spannt sich bald über die grünen Fensterläden.

Das Ticken der Uhr, die unruhigen Schwalben, der rauschende Pinienwald, nichts hält mich abends wach, die Tage haben Gewicht, die Seiten wachsen. Wenn ich aufstehe, versuche ich zuerst Mobilnetz zu finden, um irgendwie festzumachen, wie abgeschnitten ich bin von der Welt. Das Fiebermessen an der Grenze kommt mir bereits wie ein Traum vor, der vor langer Zeit ausgeträumt wurde, aber wenn die Verbindung klappt und ich eine Zeitungsseite laden kann, erinnere ich mich, dass alles erst wenige Tage her ist, dass ich irgendwann zurückmuss, dass die Einreise schnell kompliziert werden kann. Ich schaue auf die Landstraße, die italienischen Berge, die Stadt in 90 Minuten Fußmarschferne, ein Weg, der mir noch bevorsteht.

Um zehn Uhr Vormittag esse ich meine erste Pasta, ich habe mich angepasst, obwohl ich nach wie vor kaum jemanden sehe, manchmal der Nachbar ein *Buongiorno* in den Wind ruft, vorbeijoggende Hundebesitzerinnen mir zuwinken oder der Bauer auf seinem Traktor vorbei tuckert. Die Heuballen sind gerollt, zieren den Fensterausblick. Ich beschalle die Spinnen mit meiner Discoplaylist, *Golden Earring – Radar Love*, die Windstärke nimmt heuballenbedrohliche Ausmaße an. Ich erforsche die Umgebung bei einem kurzen Mittagsspaziergang, zugegeben ein anderer Zeitpunkt wäre klüger gewesen, aber wann hat man hier schon mal die Gelegenheit auf ein bisschen Schatten, aufziehende Regenwolken, ein Hoffnungsschimmer am Gewitterhimmel.

Zurück im casa. Ich sammle die Tiere ein und schließe die Fenster.

*Erschienen in: »&Radieschen #55«, katzen und videos
Katharina J. Ferner, August 2020*

PAUL FERSTL

Lavori in corso

Beim zweiten Mal war er gewarnt, und so trat er rechtzeitig vor das Haus, um den Flug des Helikopters darüber hinweg zu verfolgen. Helikopter bedeuteten Unglück, auf Berg und Autobahn, aber immerhin auch Hilfe. Er ging dem Fluggerät entgegen und erinnerte sich dabei an Kinder, die er vor ein paar Jahren kennengelernt hatte und welche andere Erfahrungen gemacht hatten: Sie liefen immer davon, wenn sie Rotorengeräusche hörten.

So einen Hubschrauber hatte er noch nie gesehen: Lang und dünn, ein bloßes Gerippe an einem dicken Cockpitkopf, unter dem Rotor aber eine bauchige Schwellung für das Löschwasser. Ein Insekt, dachte er, aus dem Wassertank hing ein Schlauch mit glänzendem Ansaugstutzen: Damit saugt es Blut. Der Hubschrauber war noch dazu in roter und gelber Warnfarbe gehalten. Der Beobachter schüttelte sich unwillkürlich vor Ekel und lächelte dann über sich. Das Fluggerät kam vom Brand am Horizont geflogen, seit zwei Tagen quoll Rauch aus einer Falte in der Bergseite, Flammen waren auf diese Entfernung nicht zu sehen. Das Feuer schien sich nicht zu bewegen, dennoch hatte man beschlossen, dass es Zeit für den Hubschrauber war. Gestern hatte er dem Impuls widerstanden, mit dem Auto in die Nähe der Brandstätte zu fahren. Er hatte Verständnis für seine Neugier, die Einheimischen vielleicht aber weniger, und mit Recht: Nutzen konnte er dort niemandem, schaden vielleicht wohl. Gestern hatte er auch das hektische Winken von Blaulichtern aus der Ferne gesehen, später den Nachbarn gefragt, ob dieser etwas gehört habe, der sagte:

„Sie haben eine Leiche gefunden“, und hatte dann noch hinzugefügt: „Sie wissen noch nicht, wer es ist.“

Sie hatten einander angesehen und für eine kurze Weile schweigend und miteinander über Feuer nachgedacht.

Zwanzig Minuten später schleppte der Hubschrauber ein drittes Mal Wasser an ihm vorbei, und war etwas später wieder zurückgekommen. Als er ein weiteres Mal über das Haus flog, war klar, dass sie den Tag miteinander verbringen würden. Der Mann holte eine Landkarte hervor und musste nur kurz suchen, bis er einen Teich in geeigneter Entfernung gefunden hatte. Er packte Jause und Getränke in eine Kühltasche und fuhr mit dem Auto hin. Dort war er nicht der einzige Schaulustige: Eine Handvoll Leute hatte sich herbemüht, einige hatten ihre Kinder mitgebracht. Es gab keine freien Sitzgelegenheiten, also setzte der Mann einen Hut auf und lehnte sich an sein Auto. Der Hubschrauber nahte, und es war ein prächtiges Spektakel: Er war groß, und er war laut, und er war mächtig, hinter ihm stand die

Rauchwolke im Himmel, und er rettete sie alle. Die Erwachsenen und die Kinder zeigten mit Fingern auf die Maschine, lachten und weinten und schrieten einander an unter dem Dröhnen der Rotoren, der Teich spiegelte den Kreisel über sich in nervösen Wellen, routiniert senkte der Pilot das Gerät, bis es wenige Meter über der Wasseroberfläche zu stehen schien, der Schlauch wurde weiter herabgelassen, bis der Helikopter Wasser fasste. Das Insekt begann gierig zu trinken, während es dem Beobachter voll Bravado ins Gesicht grinste. Nach einer Weile stieg der Hubschrauber wieder auf und flog Richtung Brandstätte, verschwand aber bald hinter einer Hügelkette. Zwei Dutzend Augenpaare folgten ihm mit beifälliger Zuneigung, und nur die Rauchwolke wies den Weg, die den Beobachter an eine Pinie erinnerte und damit an einen Vulkanausbruch denken ließ – wie immer führte jedes Bild nur in ein anderes. Der Mann beschloss, ein weiteres Mal auf den Hubschrauber zu warten, und danach noch einmal. Er aß seine Jause, trug Sonnencreme auf, ließ sich auf ein Bier aus einer Kühltruhe einladen und plauderte über Regionalligafußball sowie das neugebaute Amazon-Logistik-Center in der Nähe, teilte das Bild der Pinienwolke und tauschte sich mit einer Frau über den Vesuv aus: Sie waren sich einig, dass sie die Spannung von Naturkatastrophen aus großem zeitlichen Abstand betrachtet leichter genießen konnten. Der Mann erheiterte sich an wirren Assoziationen und Bildern, in denen er einen Hubschrauber einsetzte, um einen Vulkan zu löschen, meinte einmal eine entsprechende Micky-Maus-Geschichte gelesen zu haben, und fuhr in bester Stimmung wieder nach Hause. In der folgenden Nacht schlief er fest und traumlos durch.

Am nächsten Morgen trat er mit Kaffee in der Hand vor das Haus, blickte wie immer auf die Bergflanke und musste zum ersten Mal suchen, in welcher der drei Falten es denn tags zuvor gebrannt hatte. Es beruhigte ihn aber nicht, dass das Feuer gelöscht schien – stattdessen machte sich unwiderstehlich der Gedanke breit, dass es jeden Moment wieder losgehen musste. Er schüttelte ihn ab und richtete sich mit wenigen Handgriffen und wie in ferngesteuerter Routine her, um nach Rom zu fahren: Rasur, Dusche, hauptstadttaugliches Gewand hatte er bereits am Abend zuvor herausgelegt. Eine halbe Stunde später las er in dichtem Montagmorgen-Verkehr in Leuchtschrift den Hinweis *Lavori in corso*. Die Bauarbeiten waren ihm zuvor vom Routenplaner angezeigt, und entsprechende Verzögerungen eingeplant worden. Und selbst wenn er sich doch verspäten sollte – er war für eine Lesung auf der Universität bestellt – gab es in diesem Moment nichts, was er dagegen tun konnte. Links und rechts, vor und hinter ihm standen seine Mitmenschen in alltäglicher Sicherheit und warteten darauf, gemeinsam mit ihm den nächsten Gleichschritt auf ihr Ziel zu machen, sobald sich der gestockte Verkehr wieder etwas löste. Ein Blick auf die Uhr: Alles war im zeitlichen Rahmen. Dennoch verzog er das Gesicht; die Warnung hatte ihm wehgetan. Verständnislos tastete er nach dem Schmerz, bis ihm eine Stimme mit Panik an den zitternden Rändern zurief: What does *in corso* mean?

Vor ein paar Jahren war er zum letzten Mal auf dem Vesuv gewesen, wie schon davor eine verstörende Erfahrung, aus dem krautigen Unterholz in graue, steinige Ödnis vorzustößen, an Verkaufsständen glitterbestreuten Engeln und Marienstatuen aus Tuffstein beim Beten zuzusehen, um nach einem Fußmarsch trotz aller Vorwarnung dem Vulkan unversehens ins Maul zu stürzen, in den Krater zu blicken, der ihm schließlich unheimlich wie ein Nabel vorkam, eine verschlossene Öffnung, wie das blinde Auge eines Sehers. Seine Augen tränten, wieder einmal hatte er den feinen Staub unterschätzt, den der Wind freigiebig verteilte, und er beeilte sich, von dem Berg wieder hinunterzukommen. Der Himmel war bedeckt, es war trotz des Windes heiß und schwül, in zwei Reihen stolperten die Menschen bergauf und bergab aneinander vorbei, nur da rechts verharrte ein Grüppchen in hektischer Bewegung, ein Mann vielleicht Ende 50, Anfang 60 lag auf dem Boden mit der Regungslosigkeit eines Toten, eine junge Frau führte die Herzmassage aus, eine ältere Frau saß daneben, und ein junger Mann, der ein oranges Kästchen bediente, von dem aus zwei Drähte zu dem Regungslosen führten.

„Operazione *in corso*“, sagte das Kästchen.

Sie waren eine Insel auf dem Vulkan, die zwei Menschenkarawanen stockten dort, stauten sich, zogen weiter. Einer starb, jemand tat etwas dagegen, das orange Kästchen sah nach Erster Hilfe aus, Einsatzkräfte waren hoffentlich unterwegs. Der Mann blieb stehen und sah hilflos zu, blickte dann nach links auf die Bergkante, war dort jemand zu sehen, in Rot? Wo konnte hier ein Hubschrauber landen? Unten auf dem Parkplatz wahrscheinlich.

„Operazione *in corso*“, sagte das Kästchen.

Der junge Mann rief mit Wut und Panik in der Stimme: „What does *in corso* mean? What does *in corso* mean?“

Und die ältere Frau rief: „Can somebody please give this lady a break?“

This lady – eine Fremde mühte sich also da über diesem Menschen – what does *in corso* mean? – er tat einen Schritt nach vor, sagte: „On-going. *In corso* means on-going. It means the analysis is on-going.“ Der junge Mann und er sahen einander an, beiden stand der Mund offen, und die Irrelevanz der Information, die erfragt und soeben als Auskunft erteilt worden war, die tat einen tiefen Schlund auf, in dem jeder Sinn verschwinden konnte. Er tat einen weiteren Schritt nach vor, wider Willen war er das fünfte Mitglied dieser Gruppe geworden, der nächste Schritt ging leichter, dann kniete er neben dem Regungslosen, maß zwei Handbreiten ab und übernahm die Herzmassage. Schon beim ersten Druck meinte er zwei

gebrochene Rippen zu spüren, er hob die Augen und suchte den Blick der jungen Frau – can somebody please give this lady a break? – und zu seinem Unbehagen las sie daraus einen Vorwurf heraus, sie senkte den Blick.

„Operazione *in corso*“, sagte das Gerät.

Dann pumpte er und schwieg. Er empfand die Tätigkeit als sinnlos – dieser Mann war tot. Er ekelte sich. Dann fragte er sich plötzlich, ob das Kästchen, das nach wie vor regelmäßig auf sich aufmerksam machte, nicht etwa gar ein Defibrillator war, während er die Hände auf diesem Menschen hatte. Die anderen sagten nein. Sonst fragte er sie nichts, er wechselte sich zwei Mal mit der jungen Frau ab, der junge Mann sagte irgendwann, dass es nun schon 30 Minuten seien. Als sich ein Sanitäter neben ihm auf den Boden kniete, machte er sofort Platz, stolperte zur Seite und ging mit raschen Schritten davon. Er fragte sich zwar, ob jemand vielleicht seine Daten brauchte, ob er nicht etwas austauschen sollte mit jenen, mit denen er auf einer Insel auf dem Vesuv gesessen war, aber er hatte schon viel mehr mit diesen Leuten geteilt, als er hatte wollen.

Nun stand er im Stau auf dem Grande Raccordo Anulare und blinzelte, ließ sich schließlich vom Verkehr treiben und kam zu früh bei dem Treffpunkt an, wo ihn sein Gastgeber auf den Parkplatz der Universität einlassen würde. Also fuhr er weiter, bis er eine Stelle fand, wo er in Ruhe warten konnte, stellte das Auto ab, stieg aus und lehnte sich an den Wagen. Er atmete einmal tief aus, verbarg das Gesicht in den Händen, dann legte er den Kopf in den Nacken und öffnete die Augen. Er sah in die Krone einer Pinie, schwarz gegen den Morgen und die Sonne, und meinte für eine Sekunde eine Aschenwolke am Himmel zu sehen.

Sein Gastgeber winkte ihm zu, er solle ihm folgen, und ließ ihn auf den Parkplatz der Universität fahren. Das Gebäude, sagte der Professor dann, sei einmal eine Fabrik von Alfa Romeo gewesen, dann habe man dort Panzermotoren für die Nazis gebaut, jetzt sei es eben eine Universität.

„Eine lobenswerte Entwicklung“, sagte der Mann dazu, „also alles in allem.“ Auf dem Weg zum Haupteingang und durch die Gänge der Uni liefen sie durch hunderte Studierende. „Wir versuchen sie wieder persönlich an der Uni zu haben“, sagte der Gastgeber, mit einer Handbewegung beschrieb er einen Kreis um die gesamte Pandemie, „alles nicht so einfach.“

Zahlreiche offene Türen sahen ihnen beim Vorbeigehen zu.

„Ja“, sagte der Mann.

Gábor Fónyad

Sono scrittore.

Auf der Reise nach Paliano, irgendwo in der Toskana (Oktober 2012)

Ab wann darf man sich selbst Schriftsteller nennen? Das heißt: Ab dem wievielten Buch, ab dem wievielten Preis, ab welcher Gesamtsumme erworbener Stipendien, ab der wievielten Lesung mit Honorar ist man dazu berechtigt? Muss man, um diesen Titel für sich beanspruchen zu dürfen, davon leben können? Oder anders herum: Darf man sich ausschließlich dann, wenn man keine anderen Einkünfte hat, als professioneller Schreiber bezeichnen – unabhängig von Verkaufszahlen und Bekanntheitsgrad? Vielleicht kann man aber auch nur von anderen als Schriftsteller bezeichnet werden – womöglich gar erst posthum – und Überlegungen dieser Art erübrigen sich.

Bis jetzt habe ich mich ein einziges Mal jemandem als Schriftsteller vorgestellt. Das war im schönsten Herbst meines Lebens (im wörtlichen, ganz prosaischen und nicht metaphorischen Sinn), als ich im Jahr 2012 unterwegs war in das Schreibhäuschen Casa Litterarum in Paliano. Ich war lange Autofahrten nicht gewohnt und so traute ich mir die Fahrt von Wien bis ins Latium nicht in einem zu, weshalb ich das von meiner Mutter geliehene Stadtauto nach vielen Stunden Fahrt auf einem Gehöft mitten in der Toskana parkte, wo ich im Internet eine Übernachtung gebucht hatte.

Beim Beziehen des Zimmers und einem Smalltalk, der mangels einer gemeinsamen Sprache ausgesprochen rudimentär ausfiel, versuchte ich, in Vorfreude auf das Frühstück und mithilfe meines Wörterbuchs, das ich inzwischen aus dem Rucksack gefischt hatte, anzudeuten, dass ich Vegetarier sei (»sono vegetariano«), aber nicht vegan (»ma non vegano«). Also wären Eier und Mozzarella (»mozzarella!«) kein Problem, auch gegen gebratene Champignons hätte ich nichts einzuwenden (»e si possibile: funghi!«). Die beiden schauten mich verständnislos an und erklärten mir irgendetwas, doch erst am nächsten Morgen sollte ich herausfinden, was sie mir wohl zu sagen versucht hatten: Das Frühstück bestand aus einem Espresso und zwei dünnen Scheiben eines kuchenartigen Gebäcks mit ein bisschen Butter und Marmelade. Damals wusste ich noch nicht, dass man in Italien nicht frühstückt.

Dann kamen wir doch, sozusagen, ein wenig ins Gespräch. Ich lobte, mehr nonverbal als verbal, den Kaffee, und die beiden wollten nun wissen, was mich hierhergeführt habe. Immerhin war ich nicht nur außerhalb der Saison unterwegs, sondern auch noch alleine. Ja, was hatte mich hergeführt? Einige Tage zuvor war mein Vertrag als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität ausgelaufen. Das Aufenthaltsstipendium in Paliano kam mir also mehr als gelegen, zumal ich gerade die Arbeit an meinem ersten Roman aufgenommen

hatte – und ursprünglich gedacht hatte, während meines Aufenthalts zu einem Abschluss zu gelangen. Dass ich im sonnigen latinischen Herbst mehr streichen als schreiben würde, ahnte ich zu diesem Zeitpunkt (zum Glück) noch nicht. So aber stand mir ein Monat Schreiben bevor, befreit von sämtlichen beruflichen Verpflichtungen und auch der bürgerlichen Zumutung der nächsten Gehaltszahlung. Nur ich und mein Laptop und ein langsam, aber unaufhaltsam sinkender Kontostand. Was ich danach, nach Ablauf dieses Monats, zurück im nebligen Wien mit immer kürzeren Tagen anfangen würde, wusste ich da noch nicht, besser gesagt, ich schaffte es erfolgreich, sämtliche die Inspiration störende Gedanken bezüglich meiner Zukunft zu verdrängen und mir nicht einzugestehen, dass ich nur eine Galgenfrist bekommen hatte, ehe ich in den Stand des Arbeitsmarktservicekunden trat. Noch vor meiner Abfahrt hatte ich mir mehrere Optionen zurechtgelegt, in erster Linie, um mir selbst gut zuzureden: Ich könnte Lektor und Korrektor werden und außerdem Übersetzer; ich könnte auch wieder an der Universität anheuern und um irgendeinen unterbezahlten Ein-Jahres-Vertrag betteln; womöglich aber wartete auch in den Tiefen der Stellenausschreibungen der Traumberuf auf mich, von dem ich nur noch nichts wusste; oder aber ich würde in Italien den ganz großen literarischen Wurf hinlegen, sodass ich von allen weltlichen Sorgen befreit sein würde und mich nur noch bis zur Verleihung des Nobelpreises im nächsten Herbst über Wasser halten müsste.

Das alte Ehepaar schaute mich noch immer fragend an. Wie sollte ich ihnen all das klarmachen, noch dazu auf Italienisch, wenn es mir schon in meiner eigenen abstrakten Gedankensprache nicht gelang? Und so kam es, dass ich mich zum ersten – und bis jetzt letzten – Mal selber als Schriftsteller bezeichnete. Dafür reichte mein Wortschatz gerade aus: »Sono scrittore«, hörte ich mich sagen. Und das war nicht einmal ganz falsch, denn zu diesem Zeitpunkt war ich tatsächlich ausschließlich als Schreibender in Italien unterwegs. Das war der einzige Grund, weshalb ich in ihrer Pension war. Ich hätte auch sagen können, ich bin seit ein paar Tagen arbeitslos, nachdem ich drei Jahre lang eine vom Aussterben bedrohte Sprache in Sibirien untersucht habe – das mit dem Ungarischen verwandte Mansisch –, und jetzt weiß ich, um ehrlich zu sein, nicht, wie es weitergeht, es wird sich schon etwas finden, oder auch nicht, in der Zwischenzeit jedenfalls hänge ich in Italien ab, in einem Häuschen, das die Österreichische Gesellschaft für Literatur zur Verfügung stellt. Nein – die Scrittore-Antwort war in dieser Situation schon die richtige. Ich gebe zu, es hatte auch etwas Verwegenes, an einem wunderschönen Herbstmorgen in einem jahrhundertealten Landhaus, wie aus einem Film von Visconti, eingebettet in eine sanft-hügelige Landschaft mit hohen Zypressen und sich mäandernden Straßen, einen dunkelschwarzen Espresso zu trinken, den kleinen Finger aristokratisch wegzustrecken und dabei die so wohlklingenden, alliterierenden Worte »Sono scrittore« zu sprechen. Ein vollständiger Satz, grammatikalisch einwandfrei, das Verb in der ersten Person Singular, das Personalpronomen kann im Italienischen ja wegfallen, da es eine

Pro-drop-Sprache ist – wie übrigens das Mansische und die meisten finnisch-ugrischen Sprachen auch –, und dazu das aus dem Lateinischen entlehnte Nomen, das wiederum vom lateinischen Verb »scribo – scribere – scriptum« (»schreiben«) abgeleitet worden ist.

Die beiden lächelten und nickten, wohl in der Bedeutung von »Aha, schau an, allerhand, toi toi toi, wir halten die Daumen«. Ob sie mich tatsächlich für einen Autor hielten oder doch für einen Scharlatan, kann ich auch jetzt, fast zehn Jahre, zweieinhalb Romane und zwei Kinder später, nicht sagen.

Erschienen in: »In guter literarischer Gesellschaft. 60 Jahre Österreichische Gesellschaft für Literatur« (Edition Atelier, 2024)

Gábor Fónyad, Oktober 2012

IRMGARD FUCHS

mit grillen

zu einer ruhe wollen wir, alles auslegen
mitgebrachtes, auf trockenen halmen schritte zertreten
von sonne beschattet worte zwischen uns in die luft werfen
erwartungen, haltungen an die stille mit den händen
hoch himmel greifen die gefahr, die sehnsucht
aneinander zu verbrennen

Irmgard Fuchs, Juli 2015

GERTRUDE GROSEGGGER

Ruhe

Der sanfte Weitblick, unendliche Stille verbreitend, wird kaum unterbrochen, einfach wird seine Bedürfnisliste, die Landschaft überträgt sich auf seine Stimmung, er lebt vom großzügigen Raum der neuen Umgebung und der Ruhe, die darin Platz nimmt, fühlt sich als Teil von ihr, gehört dazu, ist ein Bündel, ein zur Ruhe gekommenes lebendiges Bündel, das sich allmählich beginnt aufzuschnüren, ihn darauf vorbereitend, sein Inneres hervorzuholen. Er nimmt sich täglich etwas vor, macht sich einen Plan, setzt feste Zeichen für den Tag, formuliert morgens Absichten, bettet sich gedanklich in die Landschaft ein, fühlt sich gleich den Heuballen, die ihm, wie willkürlich verstreut auf den blassockergelben Feldern, Zusammenklang vermitteln, gepresste Stille, Heuballenstille, eingewickelt in Wartehaltung, abwartend, nichts erwartend, die ihn wie goldene Kugeln einladen, sie anzustupsen, sie den Hügel hinunterrollen zu lassen, sie wieder und wieder hinaufzurollen, und das so, wie Camus es seinem Sisyphos zuschreibt, als glücklicher Mensch. Sie mögen bleiben, hofft er, und solange bleiben, bis er wieder wegfährt, er möchte sich in sie hineinrollen und in die Ruhe der wenigen Aktivitäten auf den Feldern, er möchte sich hineinrollen, in seine Bleibe hinein, mit dem Haus eins werden, mit den halbrunden Dachziegeln, die ihm Wärme vermitteln, mit den Wänden, rote Ziegelfarbe oben, unten Stein, die ihm Schutz versprechen, mit den großen Fenstern, die die Landschaft ins Zimmer holen, täglich ein anderes Gemälde, mit dem mächtigen Holztor, das er morgens öffnet und dessen Öffnen, wie auf Kommando Geckos vom Himmel regnen lässt, die ihn jedes Mal zu Tode erschrecken, die ihn und den neuen Morgen auf ungewöhnliche Weise begrüßen, keck und schelmisch, noch nie auf ihm und stets zu seinen Füßen gelandet, wieder davonhuschen, in ein Versteck, in eine Ritze, unter einen Stein, wie seine Ängste, die morgens, davongehuscht und wie vom Erdboden verschluckt, wieder hervorkommen, sobald er das Tor abends wieder schließt. Der Himmel verändert sich laufend, manchmal rasend, manchmal bedächtig, aber stetig, die Farben der Hügel changieren, die Formen scheinen beständig, scheinen, sich keinem Wandel zu unterziehen, erst mit der Zeit nimmt er wahr, dass die Hügel, je nach Licht, eine andere Gestalt annehmen, je nach Tageszeit, einmal höher, einmal flacher wirken, einmal den Rücken eines mächtigen Tieres andeutend, die als rätselhafte Hügelwesen einmal wie weichgewellt dastehen, ein anderes Mal wie ein Krustentier, immer aber wie ein Tier, immer lebendiges, geheimnisvolles Sein vermittelnd, immer in Bereitschaft, immer auf der Lauer, immer am Hören, und immer in Bewegung, in sich selbst in Bewegung, aus einer ungebändigten Unruhe heraus Ruhe vortäuschend.

Natur

Zufriedenes Sein im Dasein, das Einzige, was er sich wünscht, könnte ihm hier gelingen, ansatzweise, denkt er, übersieht absichtlich vermeintlich Hässliches, übersieht, wie Wirklichkeit in Wirklichkeit sonst immer für ihn erscheint, überhört Störgeräusche, beobachtet und staunt, wie Natur um ihn herum werkt, einmal Harmonie vermittelnd, dann wieder aufbrausend. Er schreibt alles nieder, was er bemerkt, weiß, dass er es nur im Moment so sehen kann und morgen bereits wieder alles anders sein wird, er nur erahnen kann, wie Natur in Wirklichkeit ist, heimlich und wie nebenbei sich täglich neu erschaffend, selbstverständlich da, ihn einbettend und im anderen Moment schon wieder unheimlich und aus dem Rahmen fallend, vielleicht sogar sich selbst erschreckend dabei, etwa nachts, wenn starker Wind aufkommt, der die Bäume peitscht, alte schwere Bäume zum Schwanken bringt, an den Dächern der Häuser rüttelt, menschliche Schwachstellen aufdeckend, Löcher aufreißt, Löcher, die klaffend ins Unbestimmte starren, nie mehr zugehen von allein. In der Nacht träumt er von goldenen Straßenbahnen, die durch die Landschaft gleiten, lautlos, nicht stehen bleiben, und er sieht Bunker, plötzlich stehen sie da, mitten im Grün, im Verwilderten, Bunkerungetüme, die sein unteres Bewusstsein für den Nachtraum bereithält, kuppelförmige Betonungeheuer in die Landschaft gesetzt, hineingeduckte Betonkuppeln mit Bullaugen, lauernd und stets darauf aus, etwas zu erspähen. Der Traum, genährt von einer Reise von vor vielen Jahren, holt wieder in sein Bewusstsein, was er längst vergessen hatte, erinnert ihn an die architektonischen Ungetüme, die nun, nach der Diktatur jenes Landes, das er damals bereiste, von der Natur vereinnahmt werden und ihren Schrecken verlieren, sieht die Bunker wieder vor sich, aus denen kleine Bäumchen herauswachsen, sieht die Ziegen wieder vor sich, die in die Betongehäuse hineingehen, erhobenen Hauptes, und wieder hinausgehen, erhobenen Hauptes, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt, und er sieht die eine Ziege wieder vor sich, die sich auf dem gewölbten Dach niederlässt, erhaben und gleich einer Siegerin, wie sie sich, weit weg in der Ferne einen Punkt fokussierend, einen Weitblick verschafft, in weiser Voraussicht, wie ihm scheint, ihrem Sein und ihrer Behausung eine neue Bestimmung gebend, Gräser zermalmt, mit mildem Ziegenblick, als ob sie das alte Weltbild zermalmt und ein neues hervormalmt, seelenruhig auf einer der Betonkuppeln, den Befehlen der Machtbesessenen trotzend, mit gelassenem und über jede Furcht erhabenem Blick, ihm zunickend, mit breitem Ziegenlächeln, das sich unwiderstehlich auf ihn überträgt, ihn dazu ermunternd, sich sein Angstungetüm so einzuverleiben wie sie.

Pinien

Wie Pinien stehen sie zusammen und nebeneinander, die Bewohner der terrassenartig angelegten Siedlung, abends oder am späten Nachmittag gehen sie auf Tuchfühlung, suchen Nähe zu den anderen, kommen aus ihren Behausungen, sich auszulüften, wie ihre morgens aus den Fenstern gehängte traumschwere Bettwäsche, das Miteinander zelebrierend, um gemeinsam zu sitzen, schweigend wie Pinien, scheint ihm, und um zu schauen, ab und zu ein paar Worte von sich gebend, wie unterirdisch miteinander verwurzelt, ihre Gedanken wortlos austauschend, im gemeinsamen Still-Sitzen, pinienähnlich, wie stumm Sprechende. Wie beneidenswert sie sind, denkt er, in ihrer Art, so zu sprechen, wie auch Pinien miteinander sprechen, die Pinienallee vor Augen, dort auf jenem Stück Land, das er nun hier bewohnt, als ob sie sich über das Schweigen verständigten, kommt ihm ihr In-die-Weite-Blicken einem Nicht-ins Leere-Schauen gleich, erscheint ihm ihr Schauen wie ein Durch-die-Leere-Hindurchschauen, wie ein In-etwas-anderes-Hineinschauen, ohne Ansinnen, etwas zu erschauen, sich mit den anderen austauschend, über ihre Wurzeln, über den Wind, der ihr Äste-Rauschen weiterträgt. Und so, wie Pinien auf ihn herabschauen, wissend und ahnend, unerschütterlich und gelassen, haben die Bäume vielleicht schon hundert Jahre gelebt oder mehr, mächtig mit hoch oben verzweigten Seitenarmen, schlank und elegant auf die Krone zu, hin zur Krone des Kopfes, dort die Krone erwirkend, genauso erscheinen ihm auch die Menschen hier am Fuße der Burg. Mondäne graziöse Damen mit Weitblick sind das, die Pinien, sagt er zu ihr, der Frau im Bistro, so nennen sie ihr Lokal, die beiden Eheleute, sie kocht, er serviert, schon am ersten Abend, als sie ihn mit ihren Speisen verwöhnt, gedenkt er, immer wieder zu den beiden zu kommen, sie werden sich gut verständigen, auch wenn sie seine Sprache nicht kennen, er ihre nur ein bisschen, werden sie sich immer besser verstehen, werden sie sich aufeinander einhören, werden sie einander zuhören. Ein paar Pinien stehen schief, sagt er, zeigt mit seinen Gesten die Haltung der Pinien an, ahmt die Schiefelage nach, stellt sich vor die Frau hin, beugt sich zur Seite mit geschlossenen Beinen, seine Arme nach oben gestreckt und dann leicht zur Seite kippend, beinahe fallend, verharret er eine Weile in der Haltung, sie lacht nicht, nimmt seine Schiefelage ernst. Einige stehen bereits sehr schief, versucht er ihr zu sagen, aber immer noch ihre Haltung wahrend, immer noch ihre stolze Haltung einnehmend, ein oder zwei liegen, sind umgefallen, und wie alles von sich gestreckt liegen sie da, das Erhabene aus ihrem Körper ausgezogen, wie von einer Außenkraft entwurzelt, dem Da entrissen, zusammen mit dem Sein fortgezogen, woandershin gezogen, ihre Hüllen zurücklassend. Und manche haben dürre Äste, es kommen keine neuen mehr nach, da sind bereits Kahlstellen. Einmal wird die Allee weg sein, werden alle Pinien weg sein, werden alle Bäume weg sein, sagt er. Er hört eine Kutsche, in seiner Vorstellung nähert sich eine Kutsche, sie fährt durch die Pinienallee geradewegs auf die Kirche zu, das schlichte

Gebäude mit seinem unverputzten sorgsam gebauten Ziegelkörper, der schlichten Rosette im Turm direkt über dem Portal, hinter einem schmiedeeisernen Tor neben einem Wohnhaus, neben sämtlichen Nebengebäuden und Hauptgebäuden, und er fragt sich, wer sich das Recht genommen hat, von Nebengebäuden zu sprechen, von Hauptgebäuden. Im Backhaus, einem so benannten Nebengebäude, hätten ihre Vorfahren einst das Brot für das Gut gebacken, jetzt wohne er dort, und dort, wo das Getreidelager gewesen sei, sagt sie, die Frau, dort sei jetzt ihre Trattoria. Er bleibt stehen, in Gedanken versunken, von Vorstellungen in die Ferne gezogen, hört er bei fünfundfünfzig Pinien zu zählen auf, hat den Überblick verloren, als er wie regelmäßig abends die Allee abschreitet, den harzigen Geruch aufnehmend, nach Zapfen Ausschau haltend, immer einen abgeworfenen aufhebend und mittragend, um ihn auf das Fensterbrett zu legen, dort, wo er sitzt, immer dann, wenn er sich die Eindrücke hervorschreibt, das Erlebte nacherzählend in sein Heft notiert, einen der Zapfen in die Hand nehmend dabei, ihn dreht und wendet, wieder und wieder, wenn er dabei ist, Wörter zu suchen für das, was ihm auf den Lippen liegt für das, was sich nicht von ihnen so loslösen möchte, dass es stimmt, mit dem übereinstimmt, was er fühlt. Und oftmals bricht aus dem Zapfen ein Samenkern, unverhofft bricht einer aus seinem Verband.

Textausschnitte aus: »Wie Pinien« (Drava, 2024)

Gertrude Grossegger, September 2023

SABINE GRUBER

Im April

Paliano, Latium

Manchmal spüre ich einen fremden Atem,
Sehe Schatten, Fußabdrücke und vernehme
Doch nur die beiden Käuze im Steineichen
Bestand, höre das Hin und Her ihrer Rufe,
Ihr hartnäckiges Werben. Vom Himmel
Fällt feiner Staub. Die Blüten schütteln sich
Im aufziehenden Sturm. Ich saß hier schon
Einmal vor sieben Jahren in Sichtweite
Der sieben Hügel. Das Glück trug noch
Hohe Schuhe und einen nackten Frack.
Komm, laß uns noch einmal mit dem
Grünen Volvo durch die Landschaften
Fahren, unter rosa Schlieren und schlaffen
Wolkenschleiern. Es ist wieder Hochzeit
Der Trauernden. Füchslein liegt mir zu
Füßen und kläfft. Ich trage einen halben
Hut. Vor einem Jahr war ich noch am Rhein
Mit einem anderen Hund. In den Film
Auf dem Autodach schreibt jetzt einer
Nasse Zeilen.

Aus: »Am besten lebe ich ausgedacht. Journalgedichte« (Haymon, 2022)

Sabine Gruber, April 2018

CORNELIUS HELL

Paliano-Tagebuch

Montag, 17. August 2015

Einmal muss das Fest ja kommen! Unsere erste Fahrt mit dem gemieteten Auto geht nach Olevano Romano. Wie sich die Stadt hinaufdrehselt auf den Monte Celeste! Das Fest des Santo Rocco wurde auf heute verlegt, weil es gestern geregnet hat. Auf dem Platz vor seiner Kirche trinken wir einen „Spriz“ und essen Pizza, danach gehen wir die sich schlängelnden Wege und Treppen hinauf zur mittelalterlichen Burg. Wir bleiben vor der Kirche Santa Maria di Corte stehen und blicken durch die Fenster in das Innere. Der von kleinen Häusern und Mauern umgebene Platz mit der Bank vermittelt Bergeinsamkeit mitten im urbanen Gehege. Unten dann auf dem Hauptplatz, vor der Kirche des Santo Rocco, ist die Tribüne aufgebaut, verspätet kommt die Musik in Gang, alles ist auf den Beinen, kleine Kinder sitzen auf den Schultern ihrer Eltern, nur oben auf einem Balkon hoch über dem Platz sitzt ein alter Mann, die Beine überkreuzt, ohne sich zu bewegen. Immer mehr werde ich Teil der sich fröhlich wiegenden und klatschenden Menge, spüre, dass ich leichter geworden bin in diesen Tagen, freue mich, dass das Bein nicht schmerzt, obwohl ich ganz flache Schuhe trage, und meine Beine nicht anschwellen, obwohl ich schon den ganzen Nachmittag ohne Stützstrümpfe unterwegs bin. Auch der Rücken tut nicht weh, obwohl ich die letzten Tage viel geschrieben habe, es ist, als kehrte mein Körper zurück in bessere Zeiten, als könnte er sich gesundschlafen und gesundatmen; als fiele das Gehetzt-Werden langsam von mir ab und die Angst, dass jederzeit wieder etwas Schlimmes passieren kann. *Heiliger Rochus, der du gelitten hast!* Die Stadt mit ihren vielen Balkonen und Blumen blüht gegen den Himmel empor, die Musik zieht die Menschen zusammen zu einem Festtagskörper, nur der alte Mann hoch über ihnen bewegt sich nicht, hat seine Sitzposition nicht verändert. Alles sehen und so unbewegt dasitzen – diese Ruhe und Distanz möchte ich erreichen, wenn ich schreibe, möchte den Menschen zusehen und vor allem mir selbst.

Cornelius Hell, August 2015

Die Warnung der Natter

Meine ersten Schritte sind eine Landnahme: Ich muss das weitläufige Grundstück abschreiten, durch die Allee gehen und den Hügel hinauf, um hinüberzuschauen nach Paliano, die Erinnerungen kommen und die Sehnsucht wachsen lassen nach dieser Stadt – der einzigen, deren Tagesablauf ich protokolliert habe, weil ihre Rituale so sichtbar sind und sich auf der Piazza Colonna bündeln zu einem Lebensmodell. Fünf Tage noch, denn nach der Anreise muss ich hier in Quarantäne bleiben, also schreite ich das ganze Territorium ab, das Landgut des Fürsten Colonna, auf dem sich mein Haus befindet, die Casa Litterarum, die ich jetzt zum dritten Mal in Besitz nehme.

Auf der Suche nach Mistkübeln gehe ich auf die Veranda. Als ich um die Ecke gehe, schießt eine Schlange aus der Erde hoch, aus eigener Kraft ringelt sie sich empor und streckt mir ihren Kopf entgegen, mindestens 30 Zentimeter über dem Boden. Entsetzt weiche ich zurück, kann aber meine Augen nicht lassen von diesem Schauspiel, das ich noch nie gesehen habe. Fotos habe ich davon gesehen, und aus Plastilin habe ich meinen Kindern die Schlange Hiss geformt, wie sie ich emporschlängelt, aber gesehen habe ich das noch nie.

Meine Tochter Viola ist die erste, die mich danach anruft, noch immer gebannt und geschockt erzähle ich ihr von dem Erlebnis. War sie giftig?, will sie wissen, und ich antworte: Ich konnte sie ja nicht danach fragen. Wie sie denn aussah, interessiert sich die Tochter. Alles ging blitzschnell, die Zeit war zu kurz, um sie mir einzuprägen, aber an ihre Farben erinnere ich mich: hauptsächlich schwarz, mit etwas gelb und grün. Das muss eine Zornnatter gewesen sein, sagt die Tochter, die schneller googelt als ich. Das leuchtet mir gleich ein, denn im Auftritt der Schlange habe ich etwas Vertrautes gespürt: den Zorn, wenn mich jemand irritiert oder stört.

Danach google auch ich und schaue mir die Bilder an – das könnte hinkommen, auch wenn die Zornnatter recht unterschiedlich aussehen kann. Sie war also nicht giftig, doch sie beißt gerne und fest zu; sie wollte ihr Zuhause gegen mich verteidigen und mir eine Grenze zeigen, begreife ich langsam. Ich bin ja nach acht Monaten der Erste hier, der eindringt in ihr Revier.

Die Tage vergehen, doch die Zornnatter lässt mich nicht los. Kein einziges Mal umrunde ich das Haus, ich gehe nur von der einen Seite, von der Veranda aus, oder aus der Gegenrichtung, von der grünen Haustüre her, bis zu der Stelle, wo sie lautlos aus der Erde geschossen ist. Der Beton ist schmal hier, sie könnte durchaus noch einmal kommen. Aus sicherer Entfernung möchte ich sie schon sehen, also mache ich Lärm, springe auf den Beton oder werfe ein

Steinchen an den Platz, wo sie sich emporgewunden hat. Doch alles umsonst, die Schlange lässt sich nicht anlocken mit so billigen Tricks, sie hat es nicht nötig, sich vorführen zu lassen, was sie zu sagen hatte, hat sie mir mitgeteilt.

Ihr Auftritt war so einprägsam wie der nächtliche Besuch, den mir am 26. Juli 2017 hier ein Käuzchen abgestattet hat. Ich saß im Lehnstuhl beim Lesen und bemerkte auf einmal, wie es mich ansah. Ich rührte mich nicht, wagte den Kopf kaum zu bewegen, drehte ihn nur ganz leicht, um das Käuzchen besser sehen zu können. Es schaute mir zu beim Lesen, doch als ich ihm in die Augen blickte, flog es davon. In vier Tagen ging mein Aufenthalt zu Ende, ich habe es nie mehr gesehen. Doch seine Botschaft ist mir geblieben: dass ich nicht alleine bin beim nächtlichen Lesen, dass jemand auf mich schaut, dass mein Lesen und Schreiben nicht nur für mich selbst ist, dass es ankommt auf mich.

Bleiben wird auch die Warnung der Natter, und sie verbindet sich mit dem Buch, das ich vor der Reise hierher gelesen habe – in Adam Zagajewskis „Poesie für Anfänger“ bin ich auf das Gedicht gestoßen, in dem Czesław Miłosz durch die Rue Descartes in Paris geht und sich an die größte Sünde seiner Jugend erinnert: dass er die Wasserschlange mit einem Stein erschlagen hat. Ich kenne seinen Geburtsort Šetainiai in Litauen, ich war an der Issa, seinem ersten Fluss, er ist mir nahe wie sein Gedicht, das mich von dem Wunsch befreit, die Natter zu töten, um das Haus ohne Angst umrunden zu können.

Ich drehe um an dem Platz, an dem sie mich gewarnt hat, ihr Revier zu missachten, und aus dem Sand an der Vorderseite des Hauses erblicke ich ein kleines Wesen in den Farben der Schlange: schwarz, gelb und grün, nur der Schwanz ist braun. Eine Eidechse hält still, das eine Auge unablässig auf mich gerichtet. Sie bewegt sich nicht, prüft nur, ob ihr Gefahr droht. Und auch ich bewege mich nicht, weil ich will, dass sie bleibt. Die Warnung der Natter hat mir die Augen geöffnet für die Angst im Blick der Eidechse, lässt mich innehalten und warten. Erst als sie sich raschelnd verkriecht, gehe ich ins Haus und beginne zu schreiben.

Cornelius Hell, 2021

CHRISTINA HÖFFERER

Ein eigenes Landhaus, einen ganzen Monat lang. Che gioia! Irgendwie habe ich das Ingeborg Bachmann zu danken, oder anders: das Ungargassenland brachte mich nach Paliano.

Christina Höfferer, Juni 2014

SEMIER INSAYIF

prima vista ein sperriges tor regen perspektive pro domo
abendlich nass und unfassbar grün die pinienalleen

listige fliegen und flinke eidechsenspiele padua
im inneren blickfeld galilei giotto sant 'antonios zunge mein alibi
allegorie meiner tage hier poesie poesie meine wahl
nenne namen vögel und düfte unsichtbar auf weißem papier palestrina
offene türen die casa petrarca aretino - parliamo paliano - nur nicht zu knapp

semier insayif

paliano – casa litterarum

montag 16.april 2012, 6:10 uhr

von a

vier füße steil bergauf so stein so kalt und
doch noch sonne über aqua blau via
valleselle steigt mein wahn sinn beinah
in deinen letzten traum nicht grund

nicht los gelöst von deiner meiner laura
erstarrt der raum die katze fund
und frage - ist liebe lauter nichts - im schlund
verwandlung vision und wissen um cleopatra

gebissen von zwei schlangen nackt
an ihren brüsten leck ich blut
wo sappho und lucretia im akt

versteinert ihren tod und deine zuflucht finden
- ist liebe lauter nichts - nur mut
mein rechter arm und kopf entschwinden

Aus: »herzkranzverflechtung« (hochroth, 2018)
Semier Insayif, April 2012

MARIANNE JUNGMAIER

9. juni 2016

betreff: paliano

liebe t.,

paliano ist still und gut, wie es halt ist. gewöhne mich noch immer an das nichts, das hier ist. jetzt täglich gewitter, und kühl, habe dienstag versucht, nach rom und zurück - ohne auto eine herausforderung.

rote katze haben wir nur eine tote auf der bundesstraße gesichtet.

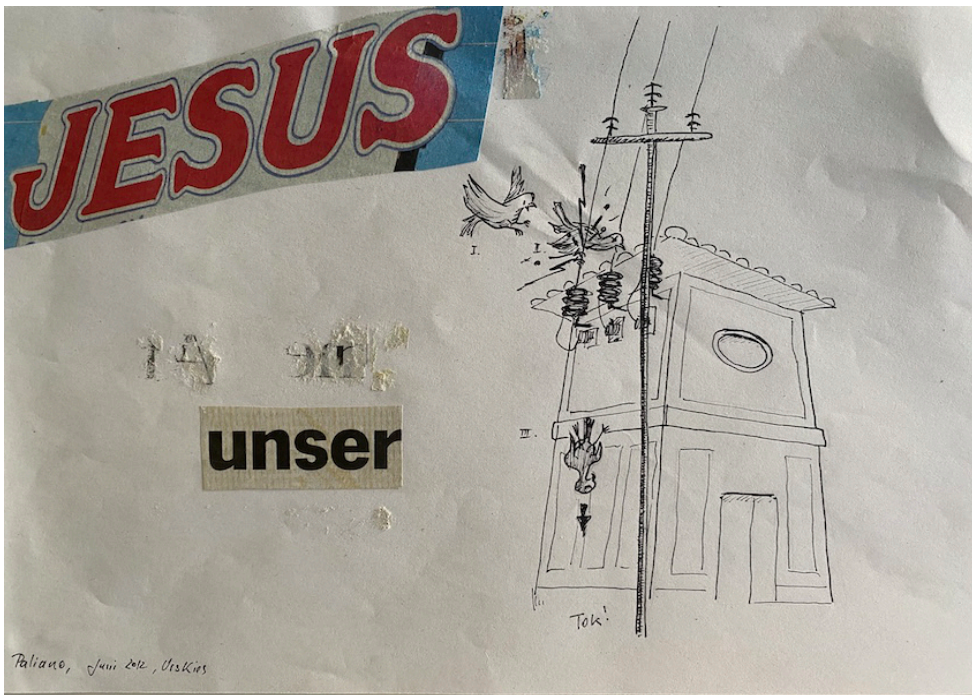
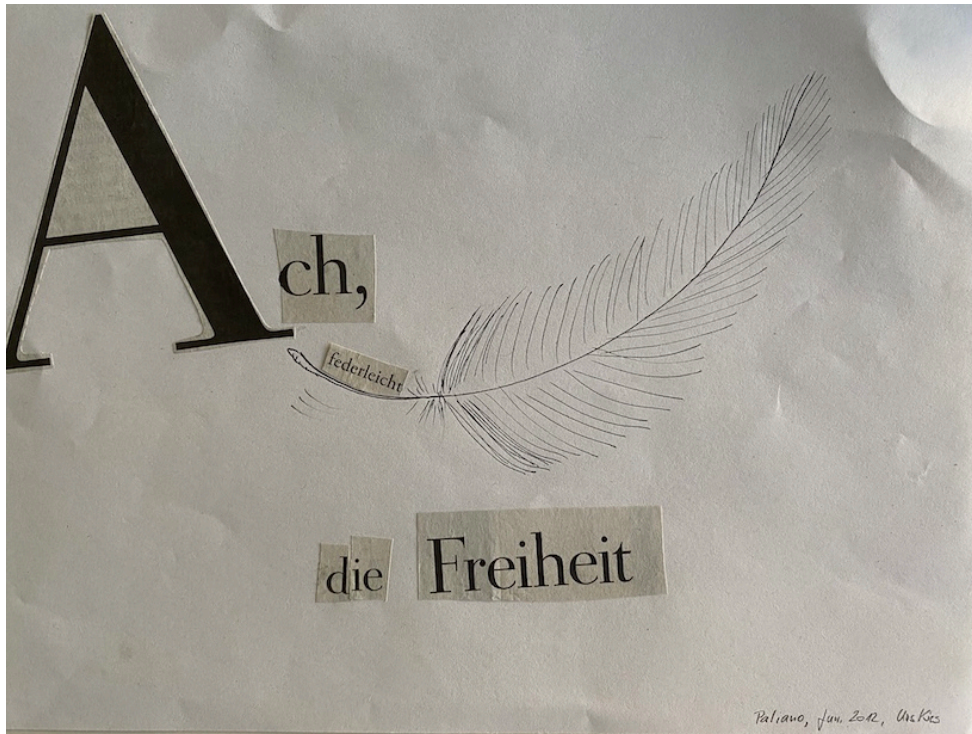
heute abend essen wir gemeinsam, mit gertraud und ihrer wg-kollegin. die ist sehr lieb, die gertraud. foto machen wir auch.

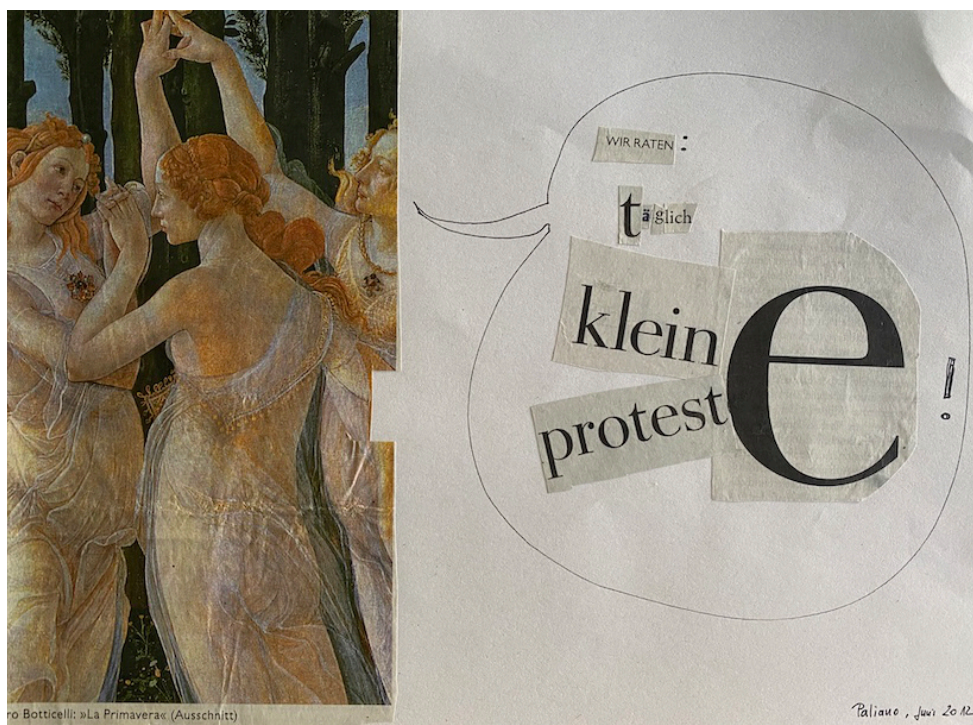
alles liebe nach wien!

marianne

Marianne Jungmaier, Juni 2016

URSULA KIESLING





Ursula Kiesling, Juni 2012

RADEK KNAPP

... bin gestern in paliano angekommen, 10 stunden fahrt direkt von wien, ich hatte schon halluzinationen in den letzten 2 std., dann war es noch stockdunkel.

ich fahre die enge straße hinauf und sehe endlich das tor, bleibe stehen, dreh den schlüssel um, das tor geht auf, alles wie du es sagtest, und ich endlich da.

plötzlich laufen mir zwei hunde entgegen, retriever, gott sei dank nur, und ein böser italiener fragt mich, was ich hier suche, ich, plötzlich italienisch könnend und verstehend, sage, ich bin austriaco stipendiato, er darauf, wie sind sie da reingekommen, na mit dem schlüssel, kurzgesagt: der schlüssel paßt offenbar in alle tore in paliano, denn ich landete in der falschen properta, nachdem ich dem bösen italiener versicherte, dass seine properta molto bella est, fuhr ich weiter und fand endlich das gut.

jetzt sitz ich am tisch, du weiß schon, schaue auf die landschaft und stelle fest, dass es hier wirklich sehr hübsch ist, aber dass ich auch hier nicht ums schreiben herumkommen werde ...

du weißt jetzt wo du mich findest, lieber gruss vorerst radek

Radek Knapp, Oktober 2012

GABRIELE KÖGL

Paliano 2012

An meinen ersten Paliano-Aufenthalt im Jahr 2012 werde ich jeden Tag aufs Angenehmste erinnert. Bei meinem Ausflug in das Bergdorf Segni hat mich ein winziger Kater adoptiert. Beim Pizzaessen ist er mir auf den Schoß gesprungen, hat meinen Pizzabelag abgefressen und es sich anschließend auf meiner Schulter bequem gemacht. Als ich den Restaurantbesitzer fragte, wem der kleine Racker gehöre, zuckte er mit den Schultern und meinte, er sei seit ein paar Tagen hier, er gehöre niemandem. Wahrscheinlich sei er im Motorraum eines Autos mitgefahren. Ich könne ihn haben, auf der befahrenen Piazza würde er ohnehin nicht lange überleben.

Hatte ich eine Wahl? Tatsächlich roch der Kleine wie ein Benzinbruder und krallte sich an mir fest, als ich ging.

Im Haus in Paliano setzte er sich vor die Kühlschrankschranktür und starrte darauf. Das kannte er also. Anfangs fütterte ich ihn mit Mortadella, und jeder Käfer und jede Spinne im Haus war ihm eine höchst angenehme Speise. So arm an Insekten war das Haus wahrscheinlich nie mehr. Auf der Suche nach einem Namen recherchierte ich über Segni und fand den berühmtesten Menschen von dort: Papst Innozenz III, vormals Lothario dei Conte di Segni. Sofort reagierte der Kleine auf den Namen Conte.

In dem Bundesländerhaus darunter wohnten vier Burschen, die mit einem Bus gekommen waren. Nach den glücklichen Wochen, die Conte und ich dort im Haus verbracht hatten, schmuggelte ich ihn mithilfe dieser Schlepperbande nach Wien. Ich war nach Rom geflogen und hätte ihn nicht leicht mitnehmen können.

Seither lebt Conte bei mir und ist längst eine Legende im ganzen Block. Er streunt auf den Dächern herum, ernährt sich längst von Katzenfutter, aber wenn ich ihm Mortadella und Oliven serviere, genießt er es derartig, dass ich meine, er hat noch Erinnerungen an seine Heimat im Lazio.

Gabriele Kögl, August 2012, September 2022

GINA MATTIELLO

stai sveglio

barfuß sticht das stroh
wird hinter orangefarbenem stein
schreiben meine tägliche konstante?
in der kartei
bin ich wohl
vermerkt
unter anmutsvollen pinien (zikadenlärm)
die spalier stehen in der einfahrt
wo der wind (der libeccio) mir die haare rauft
wo die distel wild
die zeit mich über wacht
wo die heiterkeit des lebens im freien (pasolini)
sich im dramatischen unterton erbricht
ausgerollt in einer landschaft (strohballen)
die felder erschöpft
stechen(d) ins blau
:
die mit sich selbst eingeschlossene schreibende
und die fingerkuppen bleiben streng aneinander

Gina Mattiello, Juli 2019

»Im Bett des Imaginariums« (Textauszug)

104 Später fällt ihr die kleine Ansammlung von Bäumen ein, die sie vom Grundstück aus lange betrachtet hatte. Sie stehen auf einer sanften Hügelkuppe, vielleicht fünf an der Zahl, doch jeder einzelne Baum vermittelt etwas Eigenwilliges, eine Singularität, die, obschon sie in der Art der Anordnung zueinander wie in einer Linie zu stehen scheinen, aber nicht in einer mit dem Lineal gezogenen, sondern vielmehr in einer mit der Hand blind gezeichneten, den Eindruck erwecken, als wäre nicht einer der Bäume dem Betrachtenden frontal zugewandt, sondern als ob sich jeder einzelne in einer noch immer stattfindenden Drehung befände, als wären sie im Moment der leichten Abwendung von der Straße zu einem Bild verwurzelt worden. Anders verhalten sich dazu die im Spalier stehenden Pinien, die die zahllosen Auffahrten zu den Villen säumen. Obschon sie eine anmutsvolle Schönheit ausstrahlen, spürt sie in deren Regelmäßigkeit eine strenge Ordnung, als ginge es einzig um Zeichen der Repräsentation. Doch die Schönheit, die Schönheit der Pinien hat sich bereits in ihr Herz gegraben.

184 *Ach, ich trage mein Herz mit mir herum, wie ein nördliches Land, den Keim einer Südfrucht. Es treibt und treibt, und es kann nicht reifen.* Od und verlassen liegt der Strand, der Wind neigt und kämmt zuweilen das wenige dürre Gras zur Seite, legt die schwarzen Flecken der über den Sandboden verstreuten Steinansammlungen frei. Sie läuft barfuß, die Spuren, die der Wind, der sich auf ihre Fersen heftet, hinter ihr auffrisst, werden sich als Schriftzeichen des Körpers ausgelöscht haben. Sie hebt ihr Gesicht, löst es von ihren Füßen und richtet den Blick in die Ferne. Der Himmel und das Meer ziehen eine waagrechte dünne Linie. Das Blau des Meeres trennt das gebrochene Weiß, das fast unmerklich in ein wässriges Blau nach oben verschwindet. Ein Streifen wie mit einem Pinsel gemalt, doch ohne dass man eine malerische Geste erkennen könnte oder den Abdruck der Pinselhaare. Zerzaust ihr Haar, das Kleid flattert an ihrem Körper, plustert sich auf und umschließt sie gleich wieder, der Saum die Knie umspielend.

Im Stehen und Betrachten wird sie für Momente zur Welle, zur dünnen Linie des Horizonts, zum blassen Blau des Himmels, das wie ein kühles Tuch die Anspannung in ihrem Gesicht löst, je länger und tiefer sie sich in das Bild hinein begibt. Nur Stehen und Betrachten, selbst wenn der Wind stärker anhebt, an ihrem Kleid und Haar reißt, heult und röhrt, wenn er sich in Felshöhlen verfängt, die Wellenkämme höher trägt, das Meer den Sand vom Boden abzieht und zurückwirft als pumpende Maschine, die unablässig arbeitet, unbeirrt, ob ein Mensch im Bild steht oder aus diesem verschwindet : *Auch der Olymp ist öde ohne die Liebe.*

Aus: »Im Bett des Imaginariums« (Passagen Verlag 2021)

Gina Mattiello, Juli 2019

caput mortuum (Textauszug)

I.

Letzte Nacht sah ich mich inmitten einer Landschaft. Ich saß mit unbekannten Menschen an einem Tisch unter Steineichen. Die Zikaden zirpten. Es muss ein ganzer Chor gewesen sein. Sie zirpten in einer überwältigenden Lautstärke. Ihr Rhythmus war eindringlich und verschob sich ineinander. Der Tisch war aufwendig gedeckt. Über einem rot-weißen Tischtuch waren die Teller lose angeordnet, wie auch die Wasser- und Weingläser. Das Essen stand auf dem Tisch, in hübschen Portionen auf die Teller verteilt. Der Salat war angerichtet. In Körben lag das Brot wie in schmalen Booten. Auf dem Feld in der Ferne sah ich ein Streichquartett. Der Wind blätterte in ihren Noten. Ich hörte die ersten Takte von Schuberts Streichquartett in a-Moll. Der Wind trug die Musik über das Feld. Als noch nicht einmal der erste Satz verklungen war, spürte, oder mehr noch, hörte ich ein Reißen, als würde jemand ein Stück Stoff an meinem Ohr langsam und unaufhörlich zerreißen. Der Boden, auf dem die Musikerinnen saßen, begann sich langsam zu öffnen. Mit der allergrößten und langsamsten Sorgfalt, die man sich nur vorstellen kann, riß vor meinen geweiteten Augen der Boden, zuallererst als exakte horizontale, dann sogleich als vertikale Linie, und kurz darauf wurde ein Rechteck ersichtlich, in dessen Mitte die Musikerinnen saßen und unaufhörlich spielten. Als spielten sie ihrem eigenen Untergang entgegen, so erschien es mir jedenfalls aus der mir sicheren Ferne, denn sie merkten von alledem nichts. Ich aber hörte zunehmend intensiver, ein vehement reißendes Geräusch wie eine Todesdrohung. In mir flackerten vergangene Bilder hoch: Ich sah sie vor dem Eingang von Gaskammern spielen, die erste Violine, die mir immer wieder einen Einsatz zu geben schien, diese Einsätze, die nicht nur der zweiten Violinistin, der Violaspielerin und der Cellistin galten, sondern auch mir, der fernab schändlich passiv da Sitzenden, das elende Schauspiel Betrachtenden. Ich wollte ihnen zurufen, wollte, nein musste sie warnen, darüber aufklären, dass sich die Erde langsam zu senken begann. Doch kein Sterbenston löste sich von meinem Mund, kein Schrei, kein Rufen, Nichts. Ich sah nur dieses Bild von mir: meinen aufgerissenen Mund. Ich schrie, und niemand reagierte, niemand konnte sehen, was sich gerade hier in der schönsten Landschaft vor meinen Augen ereignete. Der Klang des Streichquartetts mischte sich unversöhnlich mit dem Gesang der Zikaden, die aus dem Baum als Hüllen fielen. Ich betrachtete diese durchsichtigen Hüllen, in denen sich noch die Rippen abzeichneten: Es waren in einem Moment der Todesstarre sich vom Körper lösende Hüllen. Ich sah wie sie sich leicht im Wind drehten, wie sie auf uns niedersegelten, ins Essen hinein wehten, sich auf den Salatblättern niederließen, unsere Teller mit ihren Körpern bedeckten, sich unsere Weingläser mit ihren Körperschalen

füllten, während die Fledermäuse um unsere Köpfe in den Nachthimmel flogen. Ich hörte das knackende Geräusch der sich lösenden Hüllen. Sah die Musikerinnen, wie sie langsam nach unten absanken, als würden sie von der Erde verschlungen werden, als fräße die Erde ihre eigenen Kinder, die sie irgendwann hervorgebracht hatte, bald und für immer meinen Augen entzogen.

II.

In Giulia blitzte ein Bild ihrer Kindheit auf: eine Prozession von weiß und violett gewandeten Männern, die hinter einer heillos scheppernden Blasmusikkapelle, ein Kreuz trugen; der Rangordnung der Gemeinde entsprechend ging der Bürgermeister an der Spitze, umgeben vom Gemeinderat, gefolgt von vier Männern, die eine Madonna mit Kind unter einem Baldachin trugen, begleitet von einem Pfarrer, flankiert von vier jungen, in weißen Kleidern und dunkelrotem Cape gekleideten Mädchen, um deren Hüften eine Kordelschnur lose gebunden war, ein Kissen vor sich her tragend auf dem ein üppig mit Goldborte verziertes purpurnes Herz lag, während der Meßdiener die Glocke in einem lauten, unaufhörlichen Ostinato schlug, das alle mit sich in die Ferne fortriß, wie die betenden Frauen: *O Maria, Vergine potente, grande e illustre presidio della Chiesa*, während ein außer sich geratener fortwährend kläffender Hund sich nicht beruhigen wollte, bis ihn sein Besitzer gewaltsam die Treppe hochgezog, in dem er heftig an der Leine riß und über den Treppenaufgang schleifte, sodass es dem Hund den Hals abschnürte, dann mit der Spitze des Schuhs dem Hund einen Tritt versetzend, dass dieser aufjaulend zur Seite fiel, denn schließlich, so demonstrierte es der Tritt des Besitzers, könne er mit seinem Besitz machen, was er wolle und hätte er das Tier zu Tode getreten wäre niemand eingeschritten und hätte ihm Einhalt geboten, denn es standen die älteren Männer in Gruppen und schwiegen und es standen die Frauen beisammen und beteten: *tu terribile come esercito schierato a battaglia; tu, sola hai distrutto ogni eresia in tutto il mondo: nelle nostre angustie. caput mortuum*

Aus: »caput mortuum« (noch unpubliziert)

Gina Mattiello, Juli 2023

ELMAR MAYER-BALDASSERONI

Italien. Dieser neuzeitlich durch das Risorgimento geprägte Begriff erschloß sich mir durch meine zweite Palianoreise neu. Eine Fahrt in die Freiheit, wie ich es im Railjet nach Venedig empfand. Eine Fahrt in das alte, große Europa. Eine Fahrt, vergleichbar mit den Besuchen in Oxford oder der Champagne oder dem Baskenland oder nach Katalonien vor vielen Jahren. Zu den Wurzeln europäischer Kulturgeschichte in der Wechselwirkung mit Einflüssen aus dem Orient. Endlich hatte ich Österreich, hatte ich Kärnten hinter mir gelassen. Gott, wie glücklich war ich. Ich sah die Zeichen. Jemand erwähnte Goethes Italienreise. Ich wurde beneidet.

Keine wissenschaftliche Reise, sondern eine Reise ohne Konvention, frei gestaltet, Liberté. Dem Geist der Aufklärung gewidmet, das starre Korsett wissenschaftlicher Ansprüche weit hinter sich gelassen. Als bourgeois Künstler, als Bohemien, autonom mit einem Rucksack, einem Koffer, dem Menschenverstand und einer Aktentasche gewappnet. Die Baskenmütze, die englische Wachsjacke, der beige karierte Kaschmirschal, Jeans. Sono Artista. Jetzt aber wirklich. In jenen Tagen geschah es. In der jahrhundertealten Tradition Kultur- und Kunstreisender aus allen Epochen und Ländern. Vagabund sein. Fahrender. Pilger. Dahinziehen. Unterwegs sein. Zu sich selbst und einem literarischen Werk. Zu einem Ursprung.

Venedig im Karneval. Carne, vale. Das Fleisch geht und die Fastenzeit steht bevor. Doch zuerst wird gefeiert. La Serenissima. Die Durchlauchtigste. Und wie! Mittelalterliche Herolde am Markusplatz, rotbackige Mädchen, Paraden, fliegende Fahnen und der Flug des Engels vom Turm, il Volo dell' Angelo. Der ganze Stolz und die Lebensfreude einer vom Dogen regierten vormaligen Seemacht, die einst bis Konstantinopel reichte, zeigte sich in diesen Tagen. Ich fuhr mit dem Wassertaxi nach Murano und zur Insel San Giorgio, gleißende Sicht vom Campanile. Die Sonne blendete meinen glitzernden Blick auf die Lagunenstadt. Ich besuchte meine Lieblingskirchen. Nach meiner ersten Palianoreise vor einigen Jahren und also meinem ersten Venedigaufenthalt dazumals hatte ich Feuer, hatte ich Wasser gefangen. Venezia rief mich und ich kam wieder und wieder.

Weiter nach Ravenna, Emilia Romagna, weiter auf den Spuren der Langobarden und Karls des Großen. Fantastische Mosaike, Kirchen wie aus Tausend und einer Nacht und das Grab des Gotenkönigs Teodorico. Weltkulturerbe im Vorübergehen.

Assisi. Umbrien. Erhaben über ein Tal. Herrlichst. Was für ein Ort. Wuchtige Kirchenpaläste, die die Schlichtheit des Heiligen Franziskus demonstrieren sollen. Sein Elternhaus, der Kerker, in dem er von seinem reichen Vater eingesperrt wurde, nachdem er sich für ein Leben für die Armen entschied. Eine Kirche war vorher der Tempel der Minerva. Alles ist eins. Ich

lasse mich segnen. Ich werde spontan von einer neapolitanischen Signora samt Familie zum Abendessen nach Hause eingeladen, mit Blick auf die Kathedrale Santa Chiara. Das ist der Süden. Wo in Österreich ist mir soetwas schon einmal passiert? Ich gehe heim in meine Pilgerunterkunft, nehme ein Vollbad, lasse den Rotwein genüßlich nachwirken.

Schließlich Rom, umsteigen, weiter mit dem Zug ins Latium nach Colleferro. Ich kenne mich hier mittlerweile aus, als „Alt-Palaneser“. Mir unbekannte Menschen helfen mir, den Koffer in den Bus zu tragen, sagen mir, wann genau ich aussteigen muß. Da wartet mein Häuschen schon wieder auf mich. Kalt ist es. Die Heizung versagt, die erste Nacht saukalt wie unter Sternen. Schnell wird geholfen. Es wird wärmer. Doch im Garten hatten Stürme gewütet. „Man argue. Nature acts. (Voltaire)“. Im Latium hatten im Zuge des weltweiten Klimawandels noch nie dagewesen schwere Stürme gewütet und einige Menschen getötet. Am Gelände der Casa Litterarum waren Bäume umgefallen und hatten Stromleitungen gekappt und das Nebengebäude beschädigt. Es war gefährlich gewesen, so mein albanischer Nachbar, der mich freundlicherweise gratis zum Einkaufen nach Colleferro führt. Internet finde ich auf einer Wiese neben dem Anwesen, ich klinke mich in ein benachbartes Restaurant ein, nicht ohne vorher höflich gefragt zu haben und ein Fanta konsumiert zu haben. Man ist Mensch. Ich fahre mit dem Bus, der heute glücklicherweise geht, zum Supermarkt, wo ich wieder Internet habe. Es drängt mich, meinen zweiten Roman weiter zu vervollständigen. Ich ringe um einen Namen, um Konturen, um Gegebenheiten. Schließlich erfahre ich von einer Südtalienerin, daß ihre Tochter Gloria so tüchtig sei. „Gloria!“. Das ist es. So soll mein Roman, meine Romanfigur, heißen. Der Ruhm... Umberto Tozzi... Gloria in excelsis deo... Lauter gute Vorzeichen, unter denen ich meinen Text weiterwebe, mein Gespinnst zu einem Gewebe fertige.

Ich war klug genug, um mir im Vorfeld ein Auto gemietet zu haben in Rom. Ich will den Bus nach Colleferro nehmen, doch: Mein Nachbar sagt mir, es ist: „Sciopero“ – Streik! Oh, wie konnte ich so etwas nicht in Betracht gezogen haben. Er bringt mich freundlicherweise zum Zug. Und ich bekomme meinen feschten kompakten Lancia in mondänem Dunkelblau, einem „azzurro ministeriale“, wie der Gutsverwalter anerkennend schmunzelnd meinen wird, einem dezenten Farbton, wie er sonst nur hohen Regierungsmitgliedern zuteilwird. Ich fühlte mich privilegiert, erst noch Pilger in Assisi, und dann sowas. Farblich wie ein Diplomat reiste ich nun in meinem kleinen, schönen, nagelneuen Boliden und war endlich mobil. Ich war endlich frei geworden. Konnte statt im teuren Supermarkt die Köstlichkeiten am Wochenmarkt in Paliano und Colleferro kaufen. Früchte und Gemüse, frisch von der Erde geboren. Meeresfrüchte fangfrisch aus dem Mare Tirreno. Ich briet mir Tintenfische zu den Nudeln und aß köstliche Cozze mit Reis im eigenen Saft. Ich trank besten Circeo und Cesanese-Wein.

Ich fing an, zu leben. Hier konnte ich endlich leben wie ein Gott und schreiben wie ein ... dafür fehlt mir jetzt einfach das Wort.

Dazwischen Ausflüge nach Genazzano, Olevano Romano. Mittelalterliche Kleinode, klerikale Kultstätten. Einmal nach Subiaco, das Urkloster des Heiligen Benedikt, von Regen, Dunkelheit und Nebel und einen Navi-Ausfall überrascht rasch heimgekehrt, zuhause kurz kein Strom wegen der Reparaturarbeiten an den Gebäuden des Gutes der Familie Colonna. Rauhes Latium. Ich schrieb. Ich blieb. Bis zum nächsten Ausflug, eine Tagesfahrt nach Rom. Mein ganzes Ich schrie nach Rom und endlich war es da. Ich fuhr abends heim und am nächsten Morgen wieder hin, blieb übers Wochenende, ging in den Vatikan, wo ich am Sonntagmittag erstmals in meinem Leben einen Papst sah – ein kleiner weißer Punkt oben rechts am Fenster oberhalb der päpstlichen Flagge, Francesco sprach: „Cari fratelli e sorelle, buon pranzo!“ Die Menge jubelte, ich war berührt. Und doch: Da war sie, diese Beichte im Petersdom, despektierlich, respektlos, bohrend. Ich hätte sie mir besser erspart.

Kurz darauf mit der Frecciarossa mit 300 km/h über dem Erdboden nach Neapel, vor dem mich vor einigen Jahren einige Latier unnötigerweise gewarnt hatten, und das ich nun umso mehr besuchen wollte. Eine absolut bunte Welt für sich, maritim, dosiert chaotisch charmant, Hühner auf der Straße, Castelli am Meer und Kunst in den Kirchen um Spaccanapoli. Die rote Pfefferoni als omnipräsentes Mitbringsel, Pizzaweltmeister, Birra Peroni am Kai mit Blick auf den Vesuv, den ich am übernächsten Tag besteigen sollte, Pompei als antikes Memento mori, gleichsam ein Blick auf die eigene Vergänglichkeit. Ich konnte am Nachhauseweg nicht an der Abtei Montecassino vorbeifahren, phantastisch wiederaufgebaut, ein Blick über das Tal für nicht nur einen Gott, sondern für Götter.

Ich fuhr später nach Zagarolo und verliebte mich fast ein wenig und diesmal war es nicht nur die Stadt gewesen... Ich mußte weiter, nach Hause.

Zuhause, das war Paliano, das war der Schreibtisch, der Herd, die Allee, der gutmütige albanische Nachbar, der sogar mit Franz West zusammengearbeitet hatte, das war die Sonntagsmesse und der Wochenmarkt in der Stadt, wo man mich schon als den Austriaco, den Österreicher, den Schriftsteller, den Künstler, kannte und bisweilen scherzhaft mit „Ciao bello!“ begrüßt hatte.

Kaum eingelebt und eingeschrieben, auch lyrisch, mußte es auch schon wieder in die wirkliche Heimat weitergehen, die da Österreich im engeren gegenwärtigen Sinne war. Ich war neugierig und reisehungrig genug, zuerst noch in der geliebten Toskana Halt zu machen, um einen Thermengeheimtip aufzuspüren und persönlich das Schwefelwasser im Wald zu

genießen. Wasser und Wein. In Florenz gab ich meinen lieb gewonnenen Lancia ab, ohne meine Träume aufzugeben. Ich spürte mir selbst und meiner eigenen Vergangenheit nach, fuhr einmal nach Pisa, erklimmte erstmals den weißen Leinwandturm, aß Kebap und war schlichtweg begeistert auf der Piazza dei Miracoli, dem Platz der Wunder. Ich hatte längst zu leben begonnen. Ich kaufte das weltbeste florentinische Parfüm der Welt, an dem Patrick Süskind seine olfaktorische Freude gehabt hätte und fuhr nach Lucca. Ein Geheimtip. Doch so konnte, so sollte es nicht weitergehen. Ich bestieg die Frecciarossa nach Venedig und fuhr mitten durch den Apennin. Einmal noch besah ich La Serenissima für knapp zwei Stunden, lief bis zur Rialto-Brücke und zurück, Pizza samt Coperto inklusive. Der Railjet nach Wien wartete schon, ja, er mußte warten. Ein Teil von mir freute sich, doch ein Teil von mir blieb für immer in Venetien, der Emilia Romagna, in Umbrien, der Toskana, dem Latium und in Kampanien. Das war viel mehr als eine Literaturreise. Das war ein Weg zu mir selbst und wieder zurück. Ich hatte in diesen für mich goldenen Wochen mehr von Italien gesehen, als es den meisten Italienerinnen und Italienern in ihrem Leben je vergönnt gewesen war und dabei eine Geschichte geschrieben, mehr noch, einen romanisch-romantischen Roman und vertraute Lyrik der Ferne. Grazie mille an die Österreichische Gesellschaft für Literatur und das Bundeskanzleramt für Kunst und Kultur Abteilung Literatur.

Elmar Mayer-Baldasseroni, März 2019

VERENA MERMER

la festa della mimosa, 8.3.2018,

roma / zwischen termini und via reni

kanzler kurz hat das rennen gewonnen und war vor mir hier / deklariere mich aber als moralische siegerin, schließlich: ich habe (außer fresken) im vatikan nichts zu suchen –

schutz von leben und familie sagen sie und schützen: embryos und machverhältnisse

das bahnhofscafé (zwischen MANGO und ACCESSORIZE), ein ort zur befriedigung authentischer bedürfnisse / die touristin fragt nach *metro tickets*, ich übersetze *la metro non funziona und lo sciopero*. ein paar herrenschuhe trocknet auf einem baumstumpf.

händler verkaufen gelb aufgeblühte zweige, *mimosa*: im gegensatz zur deutschen mimose eine robuste akazienart / holztafeln säumen die straßen: die letzten wahlplakate. inklusive berlusconi, verfemt und *scaduto* / staatsmänner, steuerhinterzieher, studienabbrecher / angebote abseits der stellvertreterpolitik: *arriva il mega party / giornata alla spa* / jagen wir verbilligtes make-up

oder gehen wir gratis ins MAXXI, betrachten wir installationen zur raumzeit / ein schiff mit auto im schlepptau, front richtung boden (konnotation: erweiterter selbstmord, siehe: familie) / *refused and unrealised art projects* / schattenrisse: schwarze leda, weißer schwan – zoophile fellatio

la nonna partigiana ce l' ha insegnato, il vero nemico è il patriarcato

#metoo: belästigung sei *systemico*, nicht *occasionale*, eine skandiert vor dem arbeitsministerium eine brandrede wie ein gedicht / eine andere verkündet, sie verdiene 400 € im monat / um die ecke kann man(n) ein achtel davon binnen fünf minuten loswerden:

CRAVATTE JAQUARD € 28,00 / BUY 2 TAKE 3 / *1 tie is free!*

frauen brauchen doch nicht einmal geld für krawatten. in der piazza emmanuele haben sie sich dennoch versammelt / NON UNA DI MENO! die kundgebung hallt durch die altstadt, in vorbeiziehende straßenbahnen, wo männer- und frauenkörper sich dicht aneinanderdrängen

und ich werde heute keine antwort geben auf die frage, ob *self care* revolutionär sei / hole einen kanister voll notwasser – für die katzenwäsche zur feier des tages wird es genügen

(aus der serie ›achter dritter‹, #8)

Verena Mermer, März 2018

CHRISTINE MODERBACHER

Im Jahr 1953 zog Ingeborg Bachmann nach Rom um als Korrespondentin für Radio Bremen zu arbeiten. In ihren poetischen Beobachtungen beschreibt sie die Atmosphäre der Stadt. Später geriet ihre Korrespondententätigkeit in Vergessenheit. „Sie hatte“ - wie Hans Herbert Westermann, der damalige Politikchef von Radio Bremen beschreibt - „eine sehr persönliche, oft sehr subjektive Sicht der italienischen Verhältnisse“. Während meines Aufenthaltes in Paliano habe ich mich mit den Kurztexten „Was ich in Rom sah und hörte“ der österreichischen Autorin auseinandergesetzt und versucht diese mit der Kamera in das heutige Rom, besonders in die multikulturellen Peripherien der Stadt, „übersetzen“. Der Text/Bildband und experimentelle Dokumentarfilm sind im Moment in Produktion.

Auszug aus dem Original und der Übersetzung, zu den Stills passend:

Alla stazione Termini ho visto che a Roma i commiati
sono presi più alla leggera che altrove. Perché quelli
che partono lasciano a quelli che restano lo scontrino
della nostalgia.

Auf dem Bahnhof Termini sah ich
dass in Rom die Abschiede leichter genommen werden als anderswo
weil die die gehen den kommenden eine Gepäckschein voller Sehnsucht hinterlassen.

Christine Moderbacher, Jänner 2019

LINA MORAWETZ

Sechster September Zweitausendzwanzig [Auszug]

Sechster September. Am Fuße des Hügels, der Eisenhügel genannt wird, Colleferro, am Fuße des Hügels gegenüber des Dorfes Paliano im Speckgürtel von Rom, in der Kleinstadt Colleferro wurde am sechsten September ein Junge erschlagen. Ein Hilfskoch. Der Sohn von Eltern aus Cap Verde, ein Junge von einundzwanzig Jahren. Das ist keine Geschichte.

Haben Sie schon gehört, sagten am Hügel oben die Frauen, die an ihren knöchigen Fingern goldene Ringe drehten und in deren Kniekehlen an diesem drückend heißen Tag Schweißrinnsale durch die Seidenstrumpfhosen gelaufen sein mussten. Im Tal sei einer erschlagen worden. Sie sagten, die Menschen seien schlecht. Sie sagten, von hier oben sähe man an guten Tagen bis nach Rom.

Die Sonne wurde rot, dann Pink und das Pink wurde blau und jeder Schatten wurde zu einem Verdacht. Man trug weiß. Der Staat reiste an, aus den umliegenden Städten, aus Rom. Willy sei am Leben, hörten wir. Der Junge hieß Willy Monteiro Duarte und sein Mord in der Nacht vom sechsten September ließ ein Entsetzen auf die Tage los.

Es hätte am Fuße des Berges, der sich Eisenhügel nennt, in Colleferro, wo der Junge erschlagen wurde, Licht geben können, aber auch die Straßenlaternen waren von denen, die den Jungen erschlagen hatten, zertrümmert worden. Er wurde von fünf umringt. Fünfzig Sekunden. Sechster September Zweitausendzwanzig. Einundzwanzig Jahre. Willy Monteiro Duarte.

Der Kies knirschte unter den Reifen des Wagens mit getönten Scheiben. Wir schliefen in einem Haus gegenüber des Hügels. Wir hockten selbst auf einem Hügel. Der Donner schleuderte den Herbst auf die Flure. Der Regen kam. Der Sarg wurde in Schrittempo Richtung Sportplatz gefahren. Aus dem Nachbardorf stieß einer zu uns, er kam mit seinem weißen Fiat Cinquecento, schleppte einen Fünf-Liter Kanister Rotwein den Hügel hoch.

Der Regen ertränkte alles. Willys Sarg wurde über die Straße gefahren. Die Säugetiere erblindeten, keiner wollte mehr die berühmten südlicheren Tage. Gib ihnen noch zwei südlichere Tage. Nein. Die Wiesen gaben ihre letzten Geräusche von sich, ein Gurgeln und Glucksen. Die Fensterscheiben barsten nicht, es zerrissen keine Spinnweben, die Skorpione stellten ihre Stacheln nicht auf. Am Abend sahen wir erneut den weißen Fiat durch die Hügel rollen. Der mit dem Weinkanister blieb im Auto sitzen, den Kopf gesenkt. Er griff ans Lenkrad, mit beiden Händen, und die Nacht hatte dreitausend Stunden

MATHIAS MÜLLER

Szene 3

Die Bühne wächst.

Die Bühne mit ihren importierten Landschaften, künstlichen Flüssen und eingeprobten Jahreszeiten, mit ihren Fassadenstädten, Parlamenten und Grenzstreitigkeiten. Die Decke ist vom Himmel nicht mehr zu unterscheiden. Unter- und Oberbühne könnten fast mit Basis und Überbau beschrieben werden. Die Küsten grenzen an Meere, die an Küsten grenzen, und die Bühne wächst.

Bühne

Auf einem Haus steht ein Haus, auf dem zweiten Haus steht ein Gerüst, auf dem Gerüst steht ein Tisch, auf dem Tisch steht ein Stuhl, auf dem Stuhl stehen Bücher, auf den Büchern steht ein Globus, auf dem Globus steht eine Lampe, auf der Lampe steht ein Bett, auf dem Bett steht eine Kiste, auf der Kiste liegt ein Brett und auf dem Brett steht der Bühnenarbeiter und bemalt den Himmel.

Szenenbeschreibung

Von unten ruft ihm der Produzent zu. [Produzent unterbricht Szenenbeschreibung]

Dialog

Produzent:	(ruft hinauf) Was machen Sie da?
Bühnenbildner:	(ruft hinunter) Konstellationen.
Produzent:	(ruft hinauf) Brauchen wir Konstellationen?
Bühnenbildner:	(ruft hinunter) Aber ja, wie will die Nacht denn sonst beginnen?
Produzent:	(ruft hinauf) Es muss nur von weiten so aussehen als ob. Malen sie doch einfach die Sterne in geordneten Reihen auf.

*Aus einem gemeinsamen Hörspiel mit Sebastian Stix
Mathias Müller, Mai 2023*

HANNAH OPPOLZER

30 Tage Paliano – das ist 30 Tage Vakuum: Schreiben ohne störende Einfälle des echten Lebens, Leben wie eine Einsiedlerin in der Fremde, Schreiben, weil es das Einzige ist, das man dort tun kann und das, weswegen man ja schließlich auch hergekommen ist. Was man auch tut, alles hängt irgendwie mit dem Schreiben zusammen. Selbst, wenn man einmal nicht schreibt. Dann möchte man nämlich etwas erleben, scheitert aber an der Komplexität des italienischen Bussystems. Eine Fahrkarte? Kann man hier nicht kaufen. Buspläne? So etwas gibt es nicht. Man geht also mit Notizbuch und Kopfhörern bewaffnet aus dem Haus und lungert 50 Minuten vor dem Einfahrtstor herum, bereit, jeden Augenblick wild mit den Händen fuchtelnd auf die Straße zu springen, wenn der Bus dann doch alle heiligen Zeiten mal um die Kurve fährt. Man lernt, Gesten einzusetzen, um zu bekommen was man will, besonders wenn man keine Italienischkenntnisse hat und sich aus mangelndem Sprachvermögen ständig nur bedankt. Man kann jetzt natürlich sagen: Das entschleunigt das Leben. Eine Stunde auf einen Bus zu warten, von dem man nicht mal weiß, ob er überhaupt existiert, zwingt dir eine Langsamkeit auf, die einem ganz neue Seiten entlocken kann. Einkaufen wird zum Tagesprojekt, ein Ausflug ins Ortszentrum zum Wagnis. Tiefkühlware scheidet aufgrund des ungewiss langen Heimwegs von vornherein aus. Da wird richtig viel Adrenalin durch den Körper gepumpt, das man dann abends am Schreibtisch gut gebrauchen kann. Bei Spaziergängen zwischendurch trifft man dann auf allerlei Kuriositäten: Riesige Schafherden mit zutraulichen Hirtenhunden oder uralte Schädelknochen in Flüssen, Spazierwege à la Jane Austen mit gewaltigen Wasserlacken, in denen der gespiegelte Himmel realer aussieht als der echte. Ende März kann man auch schon mal ein kleines Picknick wagen, muss aber damit rechnen von einem plötzlich aufkommenden Gewitter verscheucht zu werden. Nicht nur das Leben in Paliano, sondern auch der Ort an sich ist ein Vakuum. Vollkommen von der Welt abgeschnitten funktioniert alles nach seinen eigenen Regeln. Die Zeit dehnt und strafft sich ganz nach ihrem Belieben. Die Gewitter entfaltet sich in zehn Sekunden, dafür steht die Uhr an der Bushaltestelle still. Dazwischen ich, an meinem Schreibtisch am Fenster, vor mir ein Zettelchaos, in mir ein Wörterchaos und am Laptop etwas, das mal ein Roman werden soll und bei diesen Umständen die besten Voraussetzungen hat, tatsächlich einer zu werden.

Hannah Oppolzer, März 2023

ALEXANDER PEER

Reisen im Ankommen

Mittlerweile bin ich hier ganz gut angekommen. Mit den Tücken mehr vertraut. Der Gasherd ist vielleicht ein klischeehafter Italiener, kaum drehe ich mich eine Minute weg von ihm, um etwa Zucchini zu schneiden, schon sorgt er mit dem Anbrennen des Essens für eine Kränkung meinerseits. Dieser feurige Typ. Vielleicht weil ich ihm nicht die uneingeschränkte, gebührende Aufmerksamkeit widme? Er lässt – wenn man ihn lässt – alles anbrennen ... ach, am liebsten wäre er wohl ein feuerspeiender Drache geworden ...

Identitätsstörungen können die Folge sein, wenn ich vom Schreibplatz aus durch das große Fenster auf die Landschaft schaue. Ich hätte nie gedacht in Sepp Forcher einen passenden Zitatspender zu sehen, doch diese Sendung mit dem Titel "Ins Land einischaun" trifft das Charakteristikum der Lage der Casa Litterarum. Es ist eine leichte Anhebung, die keinen herablassenden Blick zulässt, sondern einen gleitenden, der sich geradezu in der Landschaft verläuft.

Dass sich eine Landschaft "erstreckt" wird hier zu einem Attribut, das besser kaum passt. Das kann einem im Pinzgau selten ... nein, gar nicht ... passieren. Zu rasch taucht schon der nächste Berg auf und drängt sich ins Blickfeld, außerdem kann man im Salzburger Land rauf oder runter blicken, aber eben nicht rein.

Am Freitag waren die Traktoren unterwegs, um die Wiesen zu mähen. Der Eingriff des Menschen in die Natur scheint hier etwas Zumutbares zu wahren. Die Einfachheit der Handlungen unterstützt eine vereinfachende Betrachtung der Welt. Aber die Vereinfachung droht in einem Verlust von Sprache zu enden.

Nur, wenn ich mich über die Ab- und Aufgründe der Sprache und der Motive derjenigen, die sie zu diesen oder jenen Zwecken verwenden, nicht mehr beklage und echauffiere (um ein wenig österreichisch zu klingen), dann habe ich eine grobe Geschäftsstörung zu meistern (andererseits habe ich einmal eine "wortlose" Seminararbeit abgegeben mit 20 Seiten Fußnote, die das Verweigern einer Stellungnahme ausführlich erklärte; der Professor hatte damals keinen Sinn für diese Eigenart; „Dadaismus ist vorbei“).

Ein Text ist immer etwas Abfallendes vom Menschen. Ein Text bleibt gewissermaßen liegen, während der, der ihn schrieb, gar nicht anders kann, als weiter zu gehen. Aber wohin soll einer gehen, der sich so an einem Text abgearbeitet hat wie ich an „Bis dass...“?

Der muss doch gewissermaßen aus dem Schreiben heraus? Aus dem Schreiben kann man sich heraushalten, aber aus der Sprache nicht ... nur der Mönch mit Schweigegelübde ... aber ein erwiesener Epikureer wie ich schafft das einfach nicht.

März 2017

Diese Erleichterung zu wissen, dass Gedanken sich erneuern wie das Land. Die Felder erneuern sich im Rhythmus des Jahres. Wenn das Stroh weggeräumt ist, wächst das Gras wieder.

Dass die Tiere des Frühlings dieselben sein werden wie in den Jahren davor, träumt man, gibt ihnen jedoch neue Namen. Wie lässt sich Beständigkeit bewahren, ohne erstarrte Gesten? Die verbrauchten Gedanken verstreue hinter dem Haus. In der Nacht ist nichts anderes zu hören, als das Wachsen des Grases.

Man darf die Landschaft nicht zu sehr über den Klee loben (wem bliebe noch Kraft, die Schönheit anderer Pflanzen zu würdigen?).

Über der Wiese schwebt ein Schweigen; erst dadurch wird mein Reden einfach. Ich danke der ÖGfL für die Einladung, meine Arbeit hier fortzusetzen. Mir persönlich hat die Stille und Leichtigkeit des Ortes ausgesprochen gut getan.

Alexander Peer, März 2017

Das gestrandete Tier des 19. Jahrhunderts

Ein Bindemittel, um Vergangenheit und Zukunft zu verkleben, Sand mit Sand: Zement. Da liegt der Saurier mitten in der Stadt, die sich streckt zwischen Vergangenheit und Zukunft. Ins All soll es gehen, dank Avio! Keiner würde dies vermuten; sind es nicht Rübenacker, die hier für Nahrung sorgen und sorgen?! Die Stadt weist sich auf den ersten Blick nicht als Forschungszentrum aus. Kommt man am Bahnhof an, meint man, es sei eine Reise zurück, aufspringende Betonplatten, durch welche sich das Grün arbeitet und damit Zweifel säht an der gesunden, wirtschaftlichen Entwicklung. Doch entdeckt man das Raumfahrtunternehmen, das wie viele Raumfahrtunternehmen in Conclusio auch ein Rüstungsunternehmen ist, denn wo Motoren große Antriebe erzeugen, dort können sie große Vernichtung bewirken, dann entpuppt sich Colleferro auf einmal als Nabel einer bestimmten Welt. Hier allein lässt sich alles zusammentragen, um ein Gefährt zu basteln, mit dem man ins All verschwinden ... und alle irdischen Probleme zu universellen übertragen ... könnte. Sieht man sich weiter um, entdeckt man Galileo S.P.A. bzw. seine Geschichte: ein weiteres Rüstungsunternehmen. Etwa 90 Kilometer südlich liegt Cassino, eine Stadt, die im Zweiten Weltkrieg zum Inferno wurde, wo sich um den historisch so aufgeladenen Monte Cassino ein Kesseltreiben entwickelte, das Tausenden Zivilisten und Soldaten das Leben kostete. Die Alliierten sprengten sogar das Kloster, weil sie dort die Nazis verschanzt vermuteten. Da irrten sie, vielmehr nutzten die Nazis danach die Ruinen, um sich zu verstecken. Ein Zyniker behält leider immer Recht. Er würde als Kosmopolit vielleicht sagen: Seht, hier finden Yin und Yang zusammen, der Krieg und seine unverzichtbare Ressource, der militärische Geist und sein technologischer Kompagnon. Zynismus allerdings ist stets der Tod der Kunst.

Einstweilen pumpt und stöhnt der Saurier in Colleferro, als wäre ihm zu viel Zukunft in der Nachbarschaft. Aufdringlich tut diese nachbarschaftliche Technologie und arrogant, nämlich leise und souverän. Ein Zementwerk jedoch hat schon seit Jahrhunderten eine verlässliche, nur geringfügig adaptierte Weise des Funktionierens – es macht halt Lärm das gute 19. Jahrhundert! Sicherlich entwickeln findige Forscher und Forscherinnen manche Additive, um dem Zement sein großes Manko – den CO₂-Ausstoß – auszutreiben, aber letztlich weiß man doch: Bauen bleibt ein Klimatreiber. Vielleicht wird er kleiner, aber so richtig ökologisch wird's nur dann gehen, wenn man wieder ganz auf Lehm, Holz, Flachs und Lachs usw. zurückgreift und eben Steckverbindungen, keine Klebereien, keine Hybridsysteme mehr. Dennoch sind Kubaturen, die nur dank Beton möglich sind, unverzichtbar – wie sollen denn die Kathedralen der säkularen Welt, die Fußballtempel, Einkaufsdome und Entertainment-Pyramiden, errichtet werden? – und wie bitte schön soll eine Brücke etwa aus Sisal halten (da müssen schon viele massive Taue geformt und gebunden werden – die mexikanische Stadt

Merida wurde einst reich nur dadurch und versorgte Schiffe sonder Zahl)? Bestenfalls Gehbrücken aus Bambus sind bauphysikalisch denkbar, aber nicht für viele. Vergangenheit und Zukunft, selten sehe ich sie in direkterer Nachbarschaft als hier in Colleferro. Sie sind nicht offensichtlich, man muss nahekommen und lesen. Lass die etwas erzählen von den Gebäuden!

Paliano ist wie eine Flucht aus diesem Dilemma. Aber auch nur möglich, weil Länder durch Steuerabgaben von Konzernen (ergo auch Rüstungskonzernen) Kulturbudgets erstellen können, die dann von jenen genutzt werden, die – im besten Fall – grausam und genau sind mit ihren Beobachtungen und den Finger auf die Wunden legen, aus welchen sie selbst bluten. Seit Gründung der Banca Monte dei Paschi di Siena das gleiche, unlösbare Dilemma: Söldner und Dichter werden von der gleichen Hand gezahlt. Man kann es vergessen, blickt man aus der Casa Litterarum über die Wiesen und Pinien hinweg und man hat eine Wahnsinnslust davon zu träumen, dass Fortschritt ohne prometheische Scham nach Günther Andersscher Denkart möglich ist und dass der Krieg weder der Vater aller Dinge noch sonst irgendein Familienmitglied ist ... zumindest für eine Weile mag man es vergessen, denn der Zynismus ist der Tod der Kunst.

Alexander Peer, 17. Mai 2025

PETER PESSL

Am Bienenstand, der festen Wagenburg, die nah am schlummernden Waldflüsschen stand, dort wo es die Bogenbrücke querte, wo ich, im Weizendickicht, die zerbrochene Mühle fand, war doch nur das Zischelnwischeln, Sippen Zippen, Zirpen der Italienerbienen zu vernehmen, deren aufmerksame Wächterinnen jeden verfolgten, stellten, auf jeden einstachen, der sich unverhofft näherte.

Umso bemerkenswerter war das Mädchen, das, unverletzt, zwischen den Beuten in der Mittagsglut dasass und rauchte.

Es rief mir von weitem schon zu: „Ich bin kein Knabe mehr, seit ich vom Lochberg in die Ebene kam, bin kein Eichbaum mehr, seit ich den Hasen sah, bin keine Wölfin mehr, seit ich die Wolke fand!“

Was sollt' ich da antworten als Schaf, als bärtige Ziege, als über die Ebene ziehende Herde unterm Blitzen, vorm Gewittergrün?

„Ich bin für dich eintausend reissende Wölfe!“

Wohin jetzt? Weiter hinaus ins Knochige, Knorpelige wachsen? Wach sein für Jahrhunderte der Fanfaren? Der Schwertstösse? Shitstorms? Facebookkampagnen?

Das österreichische Innenministerium für die Wagenburg nehmen?

Den Innenminister Carolin Mäuschenklein Wächter nennen, der die Flüchtenden, die die Grenze illegal überschreiten, totsticht?

„Einfach kann manchmal einfach gut sein!“, so das blasse Mädchen.

„Einfach gedacht kann manchmal einfach gut gedacht sein!, so antwortete ich.

Ich fege die schwarze Tenne, ich sähe Gras. Selbst in Bürgerkriegen schwärmen Bienen. Aus zerbrochenen Schädeln wächst Weizen. Sturm erntet auch Honig. Wachs sein will ich, für alle, in der allmächtigen Sprache!

*Aus: »Der Schwertkönig und die Biene«, Technyphion (Ritter, 2020)
entstanden nach einem Aufenthalt in Paliano im Juni 2017*

GABRIELE PETRICEK

ein Mai voll Regen und arbeitsam
Kälte und ein wunderbares Haus
mit Landschaft am Schreibtisch
und Heizung
letztlich doch noch Wärme
südlich und plötzlich
fliegen Schwalben über den Feldern
und ich fahre nach Haus'
wiederzukommen
lasse mein Buch Von den Himmeln
zurück als erstes einer wachsenden
Bibliothek diesem Haus gehörend
vor paar Jahren lag sein Titel
in der Septemberallee
vor dem alten Haus drüben
hab ihn aufgelesen und
in den Wolken
weitergeforscht

Gabriele Petricek, 11. Juni 2010

PETRA PIUK

Wie Eidechsen verschwinden

Kater Giovanni beißt der Eidechse den Schwanz ab, spuckt ihn wieder aus. Die schwanzlose Eidechse dreht sich um und starrt den zappelnden Eidechsenschwanz an. Kater Giovanni schleicht sich wieder von hinten an und verschlingt die Eidechse. Der Eidechsenschwanz zuckt noch eine Weile. Vielleicht eine Stunde später ziehen drei Ameisen den Eidechsenschwanz flink über den heißen Steinboden.

Petra Piuk, August 2019

HANS PLATZGUMER

Vielleicht lag es an dem außergewöhnlich langen Winter, der Österreich 2013 fest im Griff hatte. Bis weit in den April hinein Schnee, noch schlimmer: Schneeregen. Es nahm kein Ende. Nördlich der Alpen flüchteten sich die zermürbten Menschen in die Arbeit, stürzten sich offen in den Burn-Out, lieber Working Poor als im Freien sein, das war das Motto bei dem hoffnungslosen Wetter, alle hatten es satt, das graue, kalte Dasein. Ich aber hatte Paliano, Süditalien in meinem Kalender fett eingetragen. Roma. Nichts Besseres konnte mir passieren. Auf Schneefahrbahnen fuhr ich Anfang April los. Rutschte über den Reschenpass hinunter in meinen Süden. All meine Hoffnungen hatte ich in das mediterrane Klima gesetzt. Zurecht: schon beim ersten Zwischenstopp im Vinschgau, wo ich Recherchearbeit für meinen neuen Roman zu erledigen hatte, strahlte mir die Sonne ins Gesicht. Mit jedem Kilometer, den ich die Alpenkämme weiter nördlich hinter mir zurückließ, stieg das Thermometer. Ich übernachtete in Florenz und spürte, wie mein Körper die Winterstarre ablegte und wieder zu leben beginnen wollte, leben, nicht weiterhin bloß arbeiten und schlafen. Dann kam ich nach Rom, nach Paliano, kam beim Casa Litterarum an, wo die saftig grünen Hügel strahlten, und dort überkam es mich, das Dolce Far Niente, dieses süße Nichtstun, das Italiener wie keine anderen beherrschen. Ich lernte schnell von ihnen, machte es wie sie. Ich wanderte, sinnierte, trank, kochte, speiste, schlief, lebte die Wintertage aus mir hinaus, vergaß den Winter, die Arbeit, vergaß die Pflicht. Stattdessen fuhr ich nach Rom, nach Neapel, ans Meer, in die Berge, oder bewegte mich schlicht nicht. Neues Leben ließ ich eintreten. Was immer Neues entstehen mochte, ich ließ es zu. Und so entstand – unerwartet, ungewollt, ohne Zwang – in der Stille des Latiums eine neue Lust am Arbeiten in mir, die fruchtbar war wie dieses Land. Plötzlich schrieb und schrieb ich, sah zu, wie ich schrieb, ohne es von mir zu verlangen, schrieb zwei kurze Essays, die nie veröffentlicht wurden, schrieb anderes Unveröffentlichbares und tippte dutzende Manuskriptseiten meines neuen Romans in den Computer. Erst mit Abstand ließ sich bewerten, was ich im Frühling Palianos zu Papier gebracht hatte. Sie vergingen in einem Wimpernschlag und blieben mir für immer haften, meine vier Wochen April im Casa Litterarum. Arrivederci, allora!

Hans Platzgumer, April 2013

»Am Rand« (Romanauszug)

... Bloß ein kurzes Exposé legte ich Elena vor, mit der Bitte, formale Fehler zu korrigieren, bevor ich mein zweites Romanprojekt für ein Literaturstipendium einreichte. Dank Elenas Änderungen bekam ich die Förderung zugeteilt. Sie hatte – halbe Sachen waren ihr schließlich fremd – meinen Entwurf völlig umgearbeitet und den leicht unterwürfigen, akademisch, aber nicht allzu selbstsicher klingenden Ton getroffen, den die Jury erwartete. Elena verstand es besser als ich, mit dem Kanon des Bildungsbürgertums zu jonglieren. Ich war allein meiner Herkunft wegen von vornherein ausgeschlossen. Elena fälschte mein Curriculum Vitae, machte mich zum Germanistikstudenten und fingierte Beiträge für diverse Literaturzeitschriften und sogar Pressezitate, um mein Profil zu schärfen. Das führte dazu, dass wir 2003 sogar drei sommerliche Monate auf Staatskosten in der feudalen Wohnung einer römischen Villa verbringen durften, wo ich den Roman ein wenig weiterbrachte, mich vor allem aber dem *Dolce Far Niente* widmete, das die Italiener so meisterhaft beherrschten. Alles an der italienischen Lebensart kam mir vertraut vor und ich überlegte, ob es mit meinen Südtiroler Wurzeln zusammenhing, wie nahe mir dieses Entspannte lag, das nicht nur im Tagesablauf, sondern auch im Rhythmus der Italiener zu finden war und sich in ihren Intellekt hineinzog, der mir viel weicher, geschmeidiger vorkam als das verkrampfte Kampfdenken, das den deutschsprachigen Raum beherrschte.

- Hättest du wohl gern, meinte Elena. Das Alto Adige ist für Römer nicht Italien. Als Tiroler gehst du durch, ja, aber besonders schmeichelhaft ist das nicht.

Aus: »Am Rand« (Zsolnay, 2016)

Hans Platzgumer, April 2013

MARTIN PRINZ

Aufzeichnungen aus Paliano

Paliano, 2. August 2021

Im alten Bauernhaus gegenüber das Fenster, hinter dem ich am 2. August vor zwanzig Jahren die ersten Zeilen des „Räuber“-Romans schrieb. Die Fenster schauen nun auf das erst später erbaute Atelierhaus der Literaturgesellschaft herüber, deren Gast ich diesmal bin. Die Fensterläden sind zu.

Etwas schaut dennoch herüber. Erinnerung, die bei geschlossenen Augen sogar noch stärker ist: Wie leicht und intensiv, wie auswendig tief ich mich in den Höhlen der Geschichte damals bewegte. Dazu die Sehnsucht, so etwas möge wieder geschehen. Zumindest aufblitzen, wie das an nicht wenigen manchen Stellen der Unsichtbaren Seiten oder der letzten Prinzessin geschah.

Im Manuskript von "Dahinter nichts" blieb es bislang bei einem Winken. Manchmal näher, dann wieder entfernt. Seit einigen Jahren geht das so. Ein Auf und Ab, wie Atem, der in seinen Traumaussatzern erst lehrt, wie unheimlich Selbstverständlichkeit ist.

Dem vertrauen, wie ein Tagedieb, nicht weniger und doch beiläufig. Auf einer Spur, deren Linie einem im Weitergehen folgt, sobald man sie für den nächsten Schritt nicht mehr sucht.

Paliano, 3. August 2021

Mir helfen die eigenen Abstürze am besten. The line of grace and beauty ist die Kurve, die ich nicht kriege. Manchmal wollte ich es gern, und bin im Rückblick froh über jeden Abflug.

Paliano, Rückblick

Im April 2024 saß ich wieder auf der anderen Seite. Ich wüsste nicht, dass es das letzte Mal sein würde. So arbeitete an dem Tisch im Bauernhaus einer, für den es kein Fangnetz mehr gab. 5 Jahre Arbeit an "Dahinter nichts", doch in keiner Fassung bekam ich jene entscheidende Kurve hin, die im Grunde weit handfester als bloß eine von Grace and Beauty ist. Vielleicht, weil "Dahinter nichts" immer auch ein Ablenkungsmanöver von jenem Erzählstoff war, der mich weit länger schon verfolgte: Geschehnisse in einer Gegend unweit von Wien, fünfeinhalb Wochen im Frühling 1945. Haargenau dokumentiert in einem Konvolut, das seit Jahren auf meinem Nachtkästchen lag. Tage einer halsbrecherischen Alltäglichkeit von Denunziation, Terror und Mord. Ich kannte den Inhalt fast schon zu genau,

manchmal träumte ich ihn. Aber ich hatte keine Form, keine Perspektive. Bis ich mich auf das Reden der Täter selbst einließ, auf ein Reden, das allein schon eine Grammatik war. Passivkonstruktionen, Konjunktiv, Verallgemeinerung. Die Feigheit des Bösen. Inhalt, Form und Perspektive waren darin schon vor der ersten Zeile da. So saß ich im April 2024 auf dem alten Tisch, die Fensterläden offen. Ein erster Versuch als im Vorhinein bereits letzter. Denn Fangnetz gab es keines mehr, weder ökonomisch noch sozial oder psychisch. Ein knappes Jahr später sind "Die letzten Tage" im Februar 2025 erschienen. Die Fensterläden des Bauernhauses sind jetzt wohl zu, wie vermutlich auch jene des kleinen Schreibhauses gegenüber. Etwas schaut dennoch aus solcher Gegend immer herüber.

Martin Prinz, August 2021

HELENE PROIß

O MY PALIANO

A PAL, NO I
NUR I
O PAL, O PAL
I ALLANICH

bedeutet wahnweste auf bundeststraße
bedeutet sätze einbilden
züge

O PAL, O PAL
schon schon: april
wieder
story of my eyes: uncanny valley, sonnen try bänkelsang
O LA LA teufel sitzt auf holzbänkchen und starrt aufs zaunlose tor, maverick O PAL bis ich
tölpisch
grinse: wiese

scrolle an, wien sagt, es brütet, ich romantisierere über, prost
colleferro: weiß doch: LONELY A PART only hügel anhäufungen
allversprechen
mit feistem blick hängen vor mich hin auf amazon schielen die
fest im schneid: parlando
parlando non duole il piede, sagen mir herren: handzeichen reichen
ECCO ECCO MI

wie mich die straßen aufreißen: ballando non duole il piede, hier: keine
halteknöpfe
aufzüge
raststationen

make sightseeing in der blumenwiese
liegen: hier O LA LA
klatsch
zügiger flux
allergien

allerlei
fahrtwind, ohne dass ich mich rühre oder mich auf

A PAL: abends liege hüftig
grissini und core; spreche mit bettbezug, parlando, mein stolz, schlaffertigkeit wie ich dieses
doppelbett bin, hier besitze bezogen, my sdolcinatezza
la perra burrona, I branded my cattle
im traum
die deppate birn castet im bett, my PAL, O MY, winkte

Helene Proißl, April 2024

TANJA RAICH

Paliano, April 2014

Ankommen. Eine Tür öffnen. Hineingehen. In ein Haus, das ein fremdes ist. Eine Tür öffnen und im Freien stehen. Eine Landschaft überblicken, die irgendwie unrealistisch ist. Beim Schreiben aus dem Fenster blicken und einen Sonnenuntergang durch die Halme am Hügel verfolgen. Mit Roberto Murolo im Ohr. Und einem Glas Rotwein in der Hand. In der Nacht dann die Natur wieder lernen (Nadine Kegele). Und erfolglos die Löcher im Zaun suchen am Tag (Radek Knapp / Barbara Zeman). Die Zeit ist groß am Anfang und am Ende ganz klein. Und der Tag der Abreise schneller da, als man glaubt. Gutes Gelingen!

& der ÖGfL ein großes Dankeschön für die schöne und schreibintensive Zeit in Paliano!

Tanja Raich April 2014

STEFAN REISER

Die verschwundene Römerin / La donna scomparsa (Textauszug)

II. Dementi / La smentita

Morgen, in der Questura (dem Polizeipräsidium), werde ich Folgendes zu Protokoll geben:

Meine Antwort an Direttore [REDACTED], ich sei der Sprache mächtig und könne jederzeit auf Italienisch lesen, ein Romanmanuskript liege fertig übersetzt in der Schublade, hatte mir kurzfristig das Engagement an besagter Adresse eingebracht, einer allerersten in der Stadt, wie ich hinzufügen möchte. Infolge des großen Zuspruchs seitens des Publikums war der Direttore positiv überrascht. Seine Bitte um supplemento, Zugabe, schlug ich ab. Daraufhin nahm ich das Honorar – ein Betrag, für den ich anstatt einer auch fünf Lesungen gemacht hätte –, bedankte und verabschiedete mich. Die Schilderung des Direttore, dass sich um mich herum eine Traube bildete, die mir bis auf den Parkplatz folgte, kann ich bestätigen. Die Ausführung aber, die Übersetzer hätten den Sprachlehrern oder die Sprachlehrer hätten den Übersetzern nur einzelne Scheine aus den Händen gerissen, entspricht nicht der Wahrheit.

III. Richtigstellung / La rettificazione

Meine Damen und Herren, ich muss Ihnen zum besseren Verständnis etwas anvertrauen: Die Aussage, die ich im Augenblick gedenke, morgen in der Questura zu Protokoll zu geben, insbesondere die Angabe, meine dem Direttore gegenüber *behaupteten* Italienischkenntnisse hätten mir das Engagement an dieser „allerersten Adresse“ eingebracht, wird, strenggenommen, eine Falschaussage sein. Warum, werden Sie fragen, warum setze ich meine Glaubwürdigkeit aufs Spiel, wo ich doch nichts verbochen habe? Aus Angst, sage ich Ihnen, den Commissario zu überfordern mit unnötigen Informationen, aus denen er nur falsche Schlüsse ziehen und mir an dem Tag, an dem seine Ermittlungen seit einiger Zeit ergebnislos geblieben sein werden, bestimmt einen Strick drehen würde, nicht etwa aus blindem Ehrgeiz, sondern weil der Questore (der Polizeichef) ihm bereits ein Ultimatum gesetzt haben wird; ich muss Ihnen nicht erzählen, wie schnell so ein Polizeiapparat Unschuldige zu Verbrechern macht. Was ich Ihnen im Folgenden auseinandersetzen werde, ist irrelevant für die Aufklärung des Falles, sofern man überhaupt von einem Kriminalfall sprechen kann, aber dazu später. Die Wahrheit, wie ich zu diesem Engagement an dieser „allerersten Adresse“ gekommen bin – und das sage ich nur Ihnen, die Sie sich heute Abend Zeit genommen haben,

meine Geschichte in all ihren Einzelheiten zu erfahren –, ist wie folgt: Ich hatte mich hier im Hause in der Vergangenheit bereits einige Male bei Veranstaltungen blicken lassen, im Bemühen, den Kontakt zu Signore Direttore herzustellen. Aber alle Anstrengungen, mich ins Gespräch zu bringen, waren ohne Erfolg geblieben. Der raumgreifende Vortrag, mein Romanerstling würde nächsten Herbst in einem der führenden italienischen Verlagshäuser veröffentlicht werden: nicht ernstgenommen. Die beiläufige Erwähnung einer Verwandtschaft zum römischen Kulturattaché: überhört, mit Absicht, wie mir schien. Das Vortäuschen einer amourösen Beziehung zur Tochter des Botschafters, von diesem Rührstück hatte ich mir am meisten versprochen: übergangen. Man entfernte sich, ließ uns stehen am kalten Buffet. Ob es ihre oder meine Schauspielkünste waren, derentwegen die Echtheit unserer Liebe in Frage gestellt werden musste, oder ob eine Verbindung mit einer Botschaftertochter, wenn sie tatsächlich bestünde, einen negativen Einfluss auf ein Engagement hätte, gar der Grund für eine abschlägige Entscheidung wäre – und das in Rom! –, darüber bin ich mir immer noch im Unklaren. Auch die möglicherweise aufgekommenen Zweifel ob ihrer Identität können als Auslöser der Fluchtbewegung nicht ausgeschlossen werden. Vielleicht hätte ich sie nicht bitten sollen, mir die Pfefferkörner vom Aufstrichbrot zu nehmen, vielleicht war es der Griff nach den Röllchen, der sie verraten hat, wer weiß das schon. Es blieb mir also keine andere Wahl, als den schwierigsten Weg zu gehen, langsam, schrittweise, den einzig gangbaren, wenn man erreichen will, worüber Staatsdiener zu entscheiden haben: den papierebenen. Ich war mir sicher, wenn ich etwas schreibe, übersetzen lasse und in einer bestimmten, von diesem Haus abonnierten Zeitschrift veröffentliche, eine maßgeschneiderte Geschichte für ein dem Direttore seit Jahrzehnten vertrautes Medium, eine, die ein Glücksgefühl in ihm auslöst, eine, die den Hypothalamus eines jeden öffentlich Bediensteten zur Hormonausschüttung anregt, eine, die er im Hinterkopf behält, wenigstens bis zum Pensionsantritt, dann, und nur dann wird mir in diesem Haus ein literarisches Engagement bewilligt werden. Also machte ich mich an die Arbeit; nichts leichter als das, sagte ich mir. Wie Sie sehen, es hat funktioniert.

Ich frage mich aber, und das ist das Einzige, was meine Ausschüttung mindert: Wo ist sie, la figlia dell'ambasciatore, die angebliche, ausgerechnet jetzt, in der Stunde des Erfolgs, ist sie nicht zugegen, um mir die Körner vom Brot zu nehmen, nicht zugegen, um die Röllchen einzusacken, ausgeblieben, ferngeblieben, vermisst, ich mache mir Sorgen. Keine Sorge, sagte sie, was sind schon ein paar Jahre Unterschied, zehn, zwanzig – acqua in bocca –, in dieser Stadt nichts, und hakte sich ein; keine Sorge, soll man mir auf Hals und Hände gaffen, man wird uns nicht auf die Schliche kommen. Der Botschafter sei ein Greis, sie habe ihn heute bereits gesehen, hier im Hause, und niemand würde denken, dass sie unmöglich seine Tochter sein könne, nein, kein Haken, keine Sorge, ma non preoccuparti. Alle werden tuscheln, dass in Wahrheit nicht zehn, zwanzig Jahre zwischen uns liegen, sondern vierzig, dachte ich und begann, wohl aus Verzweiflung über die vorangegangenen Fehlschläge, mit ihr Komödie zu

spielen. Große Sorge nun, wo sie geblieben, die Angebliche, wohin, wenn nicht hierher, wohin gegangen, vergangen, verblichen? Wohin, wenn nicht dorthin, wo sie ihren zweiten Mann kennengelernt hatte, wie sie erzählte: kennengelernt, eingehakt, gefolgt ... und heute nachgefolgt? Nicht auf die Schliche gekommen wäre man uns, hätte sie sich nicht als Tochter eines Botschafters, sondern als nahe Verwandte eines Außenministers ausgegeben – Stieftochter, Mutter, Großmutter, alles eins –, in der Übertreibung noch untertrieben, denke ich heute, ein Eigentor, ein Bumerang. Hinter der angeblichen die echte Botschaftertochter, im Blickfeld des Direttore, der einzige Fauxpas, den wir an jenem Abend nicht begingen.

Ein Text also, ins Italienische übersetzt und abgedruckt in einer abonnierten Literaturzeitschrift. Jahrelang hat er gewartet im kleinen Bücherregal am Gang, griffbereit, um vom Direttore eines Tages am Weg zur Toilette entdeckt zu werden; und siehe da, es geschah noch zu Lebzeiten des Autors. Das war die List, um Ihnen heute Abend diese Geschichte erzählen zu können, in bestem Italienisch. Abschließend, geschätztes Publikum, bitte ich Sie, mir wegen unserer offenen Angelegenheiten nicht bis auf den Parkplatz zu folgen, sondern sich im Anschluss direkt an den Direttore zu wenden. Der Mann mit den Kuverts, er steht hinter Ihnen.

*Auszug aus »Die verschwundene Römerin / La donna scomparsa«, erschienen in: »Die Rampe – Hefte für Literatur«, Nr. 1/21, 2021
Stefan Reiser, September 2021*

ANDREAS RENOLDNER

Hausbesetzung (Textausschnitt)

Fink streckte sich und stand daher in seiner größtmöglichen Größe vor dem noch viel größeren Tor, das aus zwei mächtigen, schmiedeeisernen Gitterflügeln bestand. Der Anlass für diese Streckung war nicht, dass sich Fink nach der mäßig steilen Auffahrt aus der angestrengt buckeligen Haltung am Fahrrad hätte dehnen müssen. Ihm war klar, was ihm nun gleich bevorstand. Für diese Aufgaben sollte ihm die Streckung Kraft und Ansporn geben, während sich die Gitterflügel plötzlich zu bewegen begannen.

Fink dachte, dass er jetzt nicht „wie von Geisterhand bewegt“ denken wollte, aber damit hatte er genau das auch schon in genau dieser abgedroschenen Formulierung gedacht, weshalb er über sich selbst verärgert war. Schuld an diesem Stehsatz in seinem Kopf waren eindeutig der blöde Mechanismus und die vollkommen geräuschlos arbeitenden Elektromotoren und eigentlich war es eine Frechheit der Gartentorbewegungsmaschineningenieure, eine dermaßen lautlose Mechanik zu bauen, dass einem nichts anderes als der verblödete Spruch von der Geisterhand einfallen konnte. Wieder einmal war Fink klar, warum er zu Ingenieuren aller Art keine positiven Gefühle entwickeln konnte. Alles, was Ingenieure so erfanden war irgendwie hinterhältig. Ein gutes Beispiel dafür waren die elektrischen Fensterheber in einem Auto, die statt der früher problemlos funktionierenden Kurbeln eingebaut wurden. Kein Mensch hatte die gebraucht, fiel Fink dazu noch ein und dann ging er das Fahrrad schiebend durch das weit offenstehende Tor, das sich hinter ihm wie von Geisterhand bewegt geräuschlos schloss. Schon befand er sich in einem dank der Geister vollkommen abgesperrten, weitläufigen Gelände mit mächtigen Bäumen und einigen größeren Gebäuden, vermutlich ehemaligen Pferdeställen, eines davon war ein kleines Schloss.

Die zweite Geisterhandfrechheit ereignete sich von Fink unbedacht, weil er mitten in gut besiedelter Gegend in ein riesiges, abgeschirmtes Stück Land eintrat. Eine Oase war es nicht, aber auch kein Spukschloss in unüberschaubar großem Park, weil sich die Geister ja beim Eingangstor aufhielten und nicht gleichzeitig auch noch hier herinnen herumflattern konnten.

„Das einzige Gespenst hier herinnen bin ich!“

Fink hörte, wie er das murmelte. Er wiederholte den Satz mit etwas Stimme, dann etwas lauter, dann sehr laut, aber nicht einmal ein Vogel hörte ihm zu und antwortete mit Gezwitscher oder Krächzen. In diesem Augenblick war Fink klar, dass er ganz alleine durch das alles durchgehen musste, das ihm jetzt gleich bevorstand.

Die halbe Dame aus Stein, die gänzlich nackt rechts oben in der Wiese stand, war sicher keine Hilfe und wohl damit beschäftigt, sich vollkommene Ganzheit zu erträumen, die sie im Versteinerungszustand nie erreichen würde. Leider hatte sie keinen Mund, weshalb er sie nicht wach küssen konnte, außerdem war er ja kein Prinz, ein etwaiger Mund viel zu hoch oben und noch nicht freigehtauen, und dass sich eine steinerne Dame zum Leben erwecken ließ, wenn man an ihren Steinbrüsten herumknutschte, hatte Fink noch in keinem Märchen gehört.

Ganz klar war hingegen, dass sich Fink in einer Märchenwelt befand, von der Draußenwelt durch ein Geistertor abgetrennt, eine steinerne, vom Bildhauer nur halb ausgeführte Dame als Ansprechpartnerin stand stumm herum, und auch sonst mochte sich noch allerhand zeigen hinter Ecken von eckigen Gebäuden, hinter Toren, hinter den mächtigen Baumstämmen und vor allem im Häuschen am Wiesenrand.

Das musste es sein, wusste Fink, und gleichzeitig wusste er, dass das Häuschen vermutlich gar nicht so klein war, wie es im Vergleich mit den ehemaligen Wirtschaftsgebäuden zwischen den Bäumen wirkte. Da war vermutlich ganz schön viel Platz drinnen und damit auch ganz schön viel Platz für viele zu bewältigende Aufgaben, die er auf sich zukommen sah.

Als Fink den Schlüssel ins Schloss steckte, ihn drehte, die Türschnalle hinunter drückte und damit die Haustüre öffnete, war kein Geist behilflich. Er trat ganz alleine, aber keineswegs unbeholfen oder hilflos ins Innere, sah mit dem ersten Blick sofort, dass er das Fahrrad links neben der Türe im großen Raum abstellen konnte, damit es im Trockenen stand und nicht so einfach von Geisterhand oder von ganz normalen irdischen Dieben verbracht werden konnte. Wieder draußen hob er die Satteltaschen vom Gepäckträger, trug sie in den großen Raum und stellte sie ab, dann holte er das Fahrrad und räumte es in die Ecke links neben der Türe. Bis hierher war alles ganz normal, wusste Fink, und auch das weitere Vorgehen war Routine. Das Aus –, Um – und wieder Einräumen ereignete sich für einen Menschen, der wie Fink oft reiste, wie von selbst. Er musste nicht nachdenken, ob er Hemden und T-Shirts aus dem grünen, wasserdichten Sack mit Rollverschluss legen oder hängen sollte. Das Aufhängen auf Kleiderhaken und diese wiederum an die Kleiderhakenstange im Hängekasten hängen lief flott dahin. Es folgten die Handgriffe für Unterhosen, Socken, Pullover und die eingerollte Regenjacke, das alles landete im dritten Fach von oben des Kastenteils mit den Fächern, und dann ging es ans Eingemachte, fiel Fink ein. Er beutelte allerlei Kleinzeug aus dem roten, wasserdichten Sack mit Rollverschluss auf die Matratze im Schlafzimmer und überlegte für jedes einzelne Stück, welchen Platz er genau diesem Gegenstand zuordnen wollte.

Zahnbürste bis Handcreme, Nagelschere und weiteres Toilettenzeug kamen in das Spiegelkästchen oberhalb des Handwaschbeckens im Badezimmer mit Toilette zu liegen,

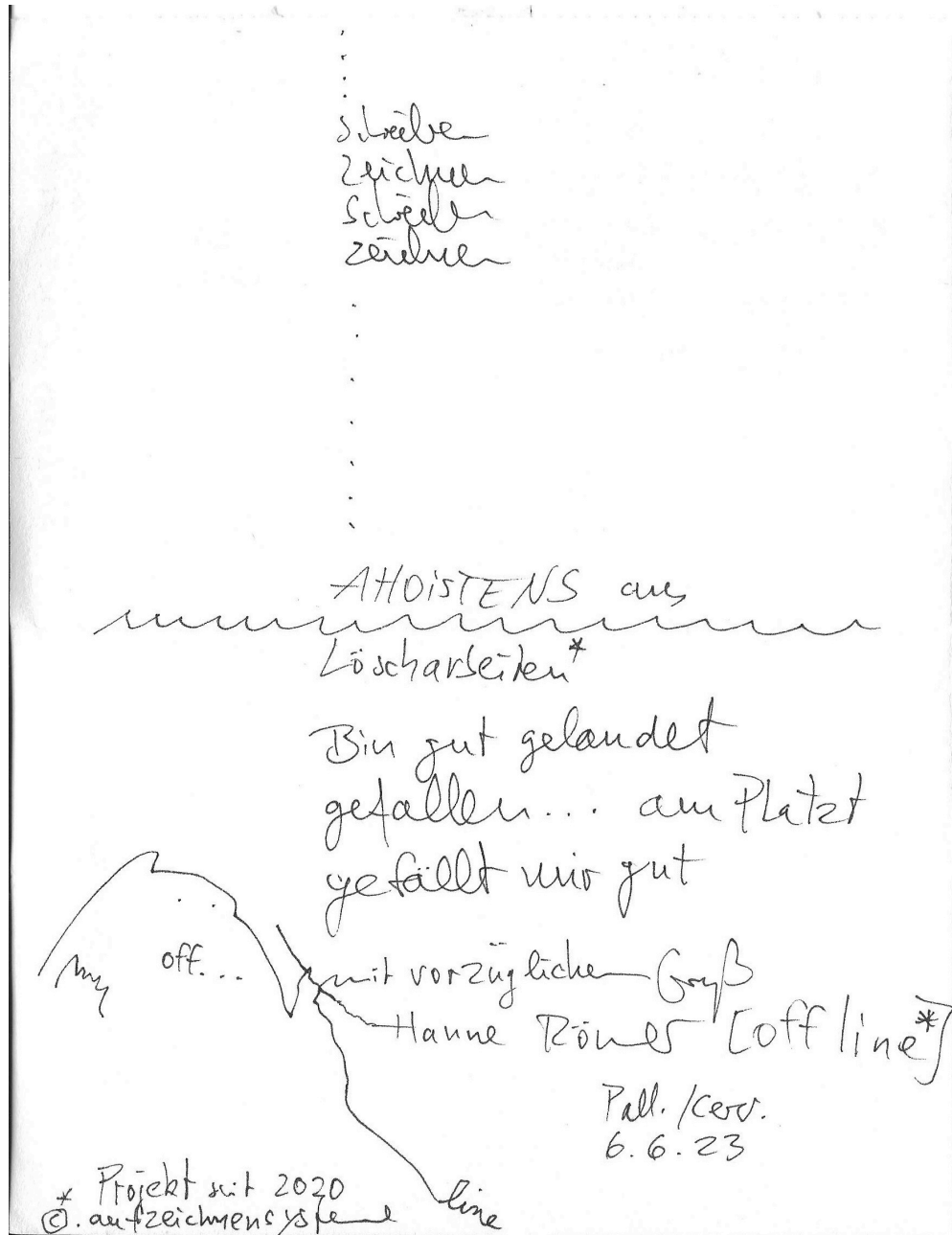
Landkarten, Reisepass, Ladegerät für das Mobiltelefon, Papiertaschentücher, Stifte und Papier auf der Kommode im großen Raum. Die im Zusammenhang mit dem Rad stehenden, in einen blauen, wasserdichten Sack mit Rollverschluss verpackten Gegenstände wie Fahrradlampen, Schutzbrille und der wasserdichte Plastiksack mit dem kleinen Radwerkzeug samt Reserveschlauch fanden jetzt ihren Platz auf dem Fensterbrett, vor dem das Fahrrad stand. Zuletzt kamen noch die zweite Hose und das Sportgewand fürs Radfahren an die Reihe. Sie wurden von Fink in das zweite Fach von oben im Kasten mit den Fächern geräumt. Die zweite Sattelpacktasche, wasserdicht mit Rollverschluss, enthielt fast ausschließlich Lebensmittelvorräte. Sie alle hatten einen erst vor kurzer Zeit stattgefundenen, mehrstufigen Herumräumprozess durchlebt. Fink hatte diese Packungen und Flaschen im wenige Kilometer entfernt liegenden Supermarkt jeweils mit ein wenig Überlegung ausgewählt und von ihren Plätzen in den Regalen genommen, in den Einkaufskorbwagen geräumt und nach dieser Sammelaktion aus dem Einkaufskorbwagen wieder heraus auf ein Förderband geräumt, das die Waren wie von Geisterhand bewegt lautlos zur Dame an der Kassa räumte. Hinter der Kassa hatte er die Packungen und Flaschen neuerlich in den Einkaufskorbwagen geräumt, um sie nach dem Bezahlen, wofür er die Geldtasche aus der Hosentasche geräumt, aus der Geldtasche die Bankomatkarte herausgeräumt und vor das Bankomatterminal gehalten hatte, ehe er die Bankomatkarte wieder in die Geldtasche und diese wiederum in die Hosentasche zurückgeräumt hatte, nach diesem Bezahlvorgang also, der im Grunde so etwas war wie ein Herumräumen von Zahlen bedeutete, womit sich gleichzeitig Geldwert von seinem Konto auf das Konto der Handelskette räumte, nach diesem Bezahlvorgang also war er mit dem Einkaufskorbwagen hinaus zu seinem Fahrrad gegangen, wo er die mit Hilfe des Einkaufskorbwagens aus dem Inneren des Supermarktgebäudes ins Freie geräumten Packungen und Flaschen ihrerseits aus dem Einkaufskorbwagen in die Satteltasche links hatte räumen können.

Doch das war Schnee von gestern, fiel Fink ein, während er die Eisschrantüre öffnete, Milch- und Bier- und Weinflaschen in die Flaschenfächer an der Kühltür öffnete, Wurst-, Käse- und Butterpackungen auf das mittlere Kühltürregal räumte, der Eierkarton fand auf dem oberen Regalgitter Platz, Karotten, Kartoffeln, Salat, Zwiebeln und eine Fenchelknolle wurden von ihm traditionell ins Gemüsefach und auf das unterste Kühltürregal geräumt. Dann folgte das Ausräumen und Auf-das-offene-Küchenregal-Räumen von Salz-, Zucker-, Nudel- und Reispackungen, drei kleine Gläser mit Gewürzen fanden daneben Platz, ehe es mit den Papiersäcken mit Orangen, Zitronen und zwei Äpfeln weiter ging, für die sich im unteren Teil des Küchenkastens eine Korbschale zum Hineinräumen fand, wobei Fink die Korbschale zuerst aus dem Schrank heraus- und auf die Arbeitsfläche hinaufräumen musste.

[...]

Andreas Renoldner, März 2025

HANNE RÖMER



ANNA ROTTENSTEINER

Paliano 2014

»Auch hier die Tiere für Klara. So dunkel die Pinien und Dörfer, so hell die Wiesen rundum und die Felder. Schmetterlinge licht wie die Sommersonne, blauflügelige Schrecken, die, von den Tritten aus ihrer graubraun marmorierten Ruhe aufgeschreckt, aufflogen, ganze Schwärme, die den kargen Boden in ein azurblaues Meer verwandelten, metallisch, feenhaft. Gute Wünsche zuhauf. An der warmen Hauswand entlang schmale Streifen, die Eidechsen, so scheu wie Klara, und vor ihr davoneilten, über die Steine um ihr Leben flitzten. Als ob sie die Blicke spürten, schau mich nicht an, rühr mich nicht an. In den Ecken und Ritzen des Hauses vielbeinige Spinnen, unauffällig, sie lebten mit uns, ihre Netze ein feines Gespinst.

Antonella erzählte uns von der Bache, die am Straßenrand lag, überfahren, die Frischlinge daneben, und wie sie versuchte, ein Loch zu buddeln, um sich für's Sterben zu verkriechen. Die Jungen umkreisten sie verständnislos, in Panik. Und wie der Jäger dann kam und sie alle erlegte. Die Schüsse am Abend, wenn die Sonne unterging. Die Vogelschwärme, die aufschreckten. Des Nachts das verzweifelte, laute Gekreisch eines Vogels in den Pinien, von dem wir nicht wussten, welcher es war. Die Schwärme von Fledermäusen, die unsere Köpfe umkreisten, wenn wir erschöpft und mit sonnengespannter Haut zu Abend aßen.«

Anna Rottensteiner, September 2014

ALMUT TINA SCHMIDT

Paliano 2017: Die Feuerwehr

Kürzlich musste ich ein neues Handy einrichten. Beim Übertragen meiner Kontakte stieß ich auf den Eintrag: *Vigili del fuoco* – ah, natürlich, das war dieser August in Paliano vor acht Jahren, der doch nicht nur (das Gedächtnis will es so genau schon nicht mehr wissen) aus entspannter Arbeit am milden Morgen bestand, aus Ausflügen zu kühlen unterirdischen etruskischen Kammergräbern und Gemeinschaftssessen mit den Stipendiennachbarn aus der *Domus Artium* unterm Sternenhimmel, durch den die Perseiden flogen.

Von der Rasenfläche vor der *Casa Litterarum* aus sah man weit in die umgebende Landschaft. Irgendwo aus den bewaldeten Hügeln stieg fast immer Rauch auf. Schmale Säulen, kilometerweit entfernt, selten waren größere Areale betroffen, sehr selten auch Flammen zu sehen. Aber der Rauch war zu riechen, bis zur *Casa Litterarum*. Nie habe ich mich mehr nach Regen gesehnt. Ab und zu ließ ein Hubschrauber sich blicken, ein Gefäß baumelte unterm Rumpf, es wirkte erschreckend klein. Aber nach wenigen Flügen über die Brandstelle war meist kein Rauch mehr zu sehen. Allerdings begann es spätestens nach zwei Tagen anderswo zu brennen. Selten in der Nähe. Nur einmal stand auf dem Weg nach Colleverro mit einem Mal die Böschung am Straßenrand in Flammen. Mit mir im Auto saßen ein Maler und ein Bildhauer aus der *Domus Artium*, wir wichen kurz aus auf die Gegenfahrbahn, fuhren weiter zum Supermarkt, gingen einkaufen, als wäre nichts geschehen; auf dem Rückweg war die Straße bereits gesperrt. Es dauerte über eine Stunde, bis wir in einem weiten Bogen zurückfanden, aber ich war froh, dass es in der dünn besiedelten Gegend genug wachsame Menschen gab, und beschloss, die Notrufnummer einzuspeichern, um sie in Paniksituationen zur Hand zu haben.

Auf dem Lago Albano unterhalb von Castel Gandolfo herrschte keine Panik. Das Wasser war warm, und doch war es erfrischend, im See zu schwimmen – bis auf einmal Bewegung in die Boote jenseits des Badebereichs kam, auch die Schwimmer auswichen, mit ruhigen, aber kräftigen Bewegungen –

und schon war da ein Flugzeug, kein großes Flugzeug, aber es war bereits so nah, so tief, dass es mir riesig schien, zielstrebig stürzte es hinunter, direkt zum Wasser, flog quer durch den See, auf mich zu, so knapp über der Wasseroberfläche hin, dass die beiden Seitentanks sich füllen konnten, und kaum hatte ich zwei Stöße in Richtung Ufer gemacht, stieg das Flugzeug wieder hoch, flog weiter, zu irgendeinem Einsatz, während Boote und Badende lässig auf ihre alten Positionen zurückkehrten, die Lücke für das Löschflugzeug sich wieder schloss, als wäre nichts gewesen.

Durch meinen Aufenthalt in Paliano habe ich ein solides Vertrauen in die italienische Feuerwehr aufgebaut – und bin doch froh, dass ich sie niemals rufen musste.

SABINE SCHOLL

Meine Notizen aus Paliano sind verschwunden. Untergegangen in Datentransfers, Aufräumaktionen, Abreiseaktivitäten. In Erinnerung bleiben dieser endlose Zaun und der verborgene Schlüssel, mit dem sich das Tor hätte öffnen lassen. Also liefen wir innerhalb dieses Dehnungsraums unsere täglichen Runden. Vor dem Gatter eine Ansammlung von gebrauchten Kondomen in Knallfarben. Nachts Schrecken erregende Schreie, Kampfgeräusche von Tieren, die wir nie identifizierten. In Erinnerung bleiben anregende gemeinsame Abende, frische Kräuter, knallgelbe Blüten, dunstige Morgen, der ferne aufgelassene Vogelpark, Regenbögen und Sonne. Gutes Romanschreiben, hilfsbereite Menschen und Feigen vom Baum. Ein Wir. Der Busfahrplan.

PALIANO – eine ode an die hilfsbereitschaft

(soll gesungen werden
von mir autoloser autorin
an die autofahrenden und
sonstwie besser ausgestatteten
künstlerinnen)

ohne sie hätte ich nie
einkaufen = essen und trinken = überleben können
ohne sie hätte ich nie
nach rom fahren können oder sonst wohin
ohne ihre ladekabel hätte ich nie
telefonieren
elektronisch lesen können
ohne sie wäre ich wieder abgereist
wäre nie geblieben
oder ich wäre am ersten abend
gleich verhungert!
mit bestem dank!
an ottilie, hans, petra, katharina, moreno. YEAH!

sabine scholl, september 2016

ANGELIKA STALLHOFER

Zwischen Hügel und Luft

Auszug aus Notizen, Paliano, Oktober 2016

Ankunft am Fenster

Wie soll ich hier schreiben, der Himmel zieht mich aus dem Zimmer, saugt mich, am Schreibtisch sitzend, auf. Wie soll ich hier nicht schreiben, umfeldert von Himmel, einen Monat lang Königin über Hügel und Luft.

Zu Sagens

Vielleicht muss nicht mehr über diesen Ort gesagt werden als, dass es hier viele Schmetterlinge, Käfer und Eidechsen gibt, und dann, Schafe, Pinien und Hunde. Und dass die Bäume nicht müde werden zu sprechen, weil es Herbst ist, fallen ihre beschriebenen Blätter aufs Haus und auf die Terrasse, mir zu Füßen, dort wo ich stehe höre ich die Stille mit ihrem wiederkehrenden Geräusch und die neuen kleinen Laute, die sie erfüllen. Mich vielleicht mehr als sie.

Lichter Abschied

Ich bin eine Diebin, ich werde mir das goldene Licht in die Taschen stecken wenn ich gehe.

Angelika Stallhofer, Oktober 2016

THOMAS STANGL

Paliano

Was ich gesehen habe, braucht mich nicht, all das ist unendlich, Schicht für Schicht, weil es ein Bild ist. Diese Hügel, die ich von meinem Hügel hinter dem Haus aus, wo ein kaputter Liegestuhl steht, betrachte. Das Licht des frühen Abends, eine an den Rändern weiße, im Inneren blaugraue Wolke, die vom Transformatorenhäuschen und der Böschung halb verdeckt wird. Das Bild dreht sich um den Punkt, an dem ich stehe, im Osten Paliano auf seiner Bergkuppe, fast jeden Abend steige ich diesen Hügel hinter der Casa Litterarum hoch, der jetzt mein Hügel ist, das Licht wechselt von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, mit jedem Blinzeln und Atemzug. Es ist notwendig, dass über dem Stadthügel von Paliano ein höherer Berg mit seinen Linien direkt auf die Linien des Stadthügels antwortet; die Wolken fügen eine weitere Schicht hinzu. Eine Rauchsäule über einem anderen Hügel, einer anderen Ortschaft weiter nördlich. Dieses und jenes vom Wirklichen – der Stadt, der Erde, dem Material – muss ich streichen, damit das Bild deutlicher wird, reiner, die Luft ganz klar wird, alles ist Luft, Form, unendlich. Am Horizont im Westen nimmt der Himmel eine fast weiße Farbe an. Was ich gestrichen habe, braucht mich nicht, es versteckt sich und lebt.

Thomas Stangl, August 2014

BRITA STEINWENDTNER

Aus dem Paliano-Kapitel aus einem Roman in Arbeit

Die Wiesen der sanften Hügellandschaft, auf die man von dem etwas erhöht liegenden Häuschen blickt, sind nur zum Teil gemäht. Große Heuballen liegen weithin verstreut, wartend in der Hitze des Mittags, ein unvollständiges Mosaik. Die ungemähten Wiesen stehen mehr als einen Meter hoch, sind schütter und dürr wie Heu, gelb wie reifes Getreide. Wilder Hafer ist in sie gestreut, leuchtendroter Mohn, Wegwarte und Käsepappel in den Schattierungen von Blau und Lila, weiß die Kamille, gelb die Margeriten. Beim Hollerbauern zuhause am Weiher wird das Gras geschnitten, wenn es kaum zwanzig Zentimeter hoch ist, saftiggrün und dick. Das wiederholt sich bis zu vier oder fünf Mal während eines Sommers. Nach jeder Mahd wird gedüngt. Womit, sollte man besser nicht wissen.

Vivien wartet.

Die Tage sind lang. Am Morgen, wenn er fort ist, oder am späten Nachmittag geht sie über die ausgedörrte Erde. Beobachtet den Mäusebussard, der nach der Mahd auf Beute späht, lange ohne Flügelschlag seine Runden zieht und einen durchdringenden Pfiff über die Ebene schickt. Unter ihm ist die unermüdliche Jagd der Schwalben und über die borstigen Stoppeln, die vom Mähen übriggeblieben sind, hüpfen die Spatzen. Mittags kommt heißer Wind auf, er kommt über die Senke zwischen den Hügelbergen. Kommt vom Meer her. Trägt die Sehnsucht über die Felder und durch die dunklen Pinienalleen. An den Gartenzäunen verschwenderisch blühende Jasminhecken. Ihr euphorisierender Duft hüllt die Menschen ein wie eine Stola aus Samt.

Sie hat den Tisch mit Blüten geschmückt, das Essen steht auf dem Gasherd, der Weißwein ist eingekühlt, der rote steht geöffnet im Schatten und Matteo berichtet von seinem Tag.

Eine schwarze Wolkenwand zieht auf.

Ein Gewitter geht nieder.

Ein Sichelmond steht am Himmel.

Die Sprache der Nacht ist rätselhaft und ruhelos.

*

Vivien ist Unruhe, Haut und Atem.

Ein im Akazienwind treibendes Blatt.

Geduldig schaut sie den Eidechsen zu, die durch das Gras und in die Ritzen der Steinmauern flitzen und erstarren, wenn sie sich bewegt. Sie sieht ihr Herz schlagen, ein winziges Pulsieren unter erhobenem Kopf unter grüngesprenkelter Schuppenhaut. Eine dicke schwarze Schlange, von der sie nur mehr die Hälfte sieht, flüchtet zurück in ihr Erdloch. Eine ausgewachsene Ringelnatter? Man sagt, eine Hausnatter beschütze das Anwesen, in dem sie

wohnt. Sie will es glauben. Wenn es gegen Abend windstill wird, ist die Hafer-Wiese mit weichem Schimmer überzogen, die Halme erlöschen und schenken ihr Gelb dem schwindenden Licht. Die Monti Albani erdunkeln, die Castelli werden von den schwarzen Wäldern verschluckt, Lichter gehen an und blinken einen Abendgruß zu ihr herüber. Lichter von Straßenzügen und Häusern, vereinzelt und miteinander, weithin und beinahe bis Rom.

Aber da ist Matteo längst schon zurückgekommen.

Sie ist Aufruhr und will alles.

Den Tanz und die Agonie, die Frage und keine Antwort.

Will Taumel und Taifun und die Glätte des Meeres, wenn es erschöpft nach dem Sturm in der Mittagshitze liegt.

Sie kennt sich selbst nicht mehr.

*

Schwüle. Diesiger Himmel. Saharastaub über den Feldern, Wiesen und den Monti Lepini, die Senke zum Meer hin ist verschleiert. Dichter ist der Himmel überzogen, trüber als zuhause. Zuhause? Weiherland ist abgebrannt ... Zumindest in weiter Ferne. Die Sonne ist eine Milchglasscheibe. Einen Tag später ist sie nicht mehr zu sehen. Hügel, Berge, die Türme und Häuser von Paliano: weggewischt. Vierzig Grad. Die Eidechsenmännchen sind verrückt geworden, rennen durchs Gras, lauern auf den Steinmauern, stürzen sich plötzlich auf die viel kleineren Weibchen auf dem Terrassenboden nieder, die wie Kinder anmuten, zart und ahnungslos. Die Männchen packen sie mitten am Körper, beißen zu, lassen sich von den mühsam Flüchtenwollenden mitschleppen, ringeln sich um sie, kreiseln wild, verharren regungslos und kreiseln wieder als Knäuel über die Steinplatten. Welch gewaltsamer Akt. Am Rand des Schlangenloches sind die Steinchen verändert, die große, schwarze Schlange war offenbar auf Jagd in der vergangenen Nacht. Blaue Schmetterlinge, nicht viel größer als ein Daumnagel, tanzen über den Blüten des Wundklees. Ameisen haben eine Straße durch das Gras gelaufen, schleppen doppelt und dreifach so große Last wie sie selbst zu ihrem Erdloch, drehen sich davor flugs um und krabbeln verkehrt in den Bau. Die Heuballen, nur mit einem durchsichtigen Kunststoffnetz zusammengehalten, liegen müde auf den Stoppelstrünken und auf brauner, trocken-staubiger Erde. Regen ist nicht zu erwarten.

Bita Steinwendtner, Juni 2024

ALEXANDRA TUREK

agrippina

colleferro, südlich von rom,
ist kein ort
eher ein durchzugsgebiet
(so kann man es nachlesen)

wieder stehe ich
am kleinen bahnhof
dort und

der weg zeigt
auf die munitionsfabrik
die einmal da stand

die der großindustrielle
kurz vorm krieg vorm abhang
hier aufgebaut

ein nicht ort

eisen und stahl,
das heißt auch

viele arbeiter
die kriegsdienst leisten

und schon denk ich
an die sklaven,
die man für die monumente brauchte

damit der glanz der kriegsherrn ...
bis über alle weltmeere ...

glanz der stube agrippinas
agrippina, die schöne afrikanische kellnerin
aus colleferro

die perfekt, aber so was von perfekt
deutsch spricht

krieg munition glanz
ein altes geschäft

also sehe ich mich woanders um
und komme in das bistro
wo nach feierabend, wie jeden abend,
die carabinieri in ihrer schönen uniform

den polizeiwagen aber
haben sie direkt vorm lokal
abgestellt

sie genehmigen sich einen bunten drink
einen oder doch lieber noch einen zweiten?,
fragt agrippina, die genau weiß,
heute ist die kasse noch
ziemlich leer

während am nebensisch zwei
ältere männer wiederholt zu mir hinüberschauen,
ihnen gefällt meine sprache nicht, so wird es sein,
ihr blick– finstern, mir abgewandt
seltsam betreten, als wäre etwas
ungemütlich

während agrippina
voller freude mit mir
deutsch spricht, agrippina, die schöne,
deren familie mal in deutschland lebte
agrippina, die schöne, die von der vorstadt hier,
von diesem ort hier, nie
weggekommen
ist,

das erzählt sie mir, die ich doch

bevorzugt allerorts in verlassenem
bahnhöfen und busstationen
hocke – als ob mein leben noch nicht
angefangen hätt ...

da zieh ich schon wieder weiter,
ins bahnhofscafé,
in die verstaubte bar
nah der gleise,
zum regionalzug, der mich, den pendlern gleich,
schnell wieder
weiter, also in die hauptstadt,
bringen soll

abends treffen wir auf
schlecht beleuchteten bahnsteigen
aufeinander – die menschen erzählen mir
in grellgelben aufzügen,
auf harten bänken, mit füßen so schwer ...
sie sprechen von ihrer kleinen stadt
und wie sich nach und nach durch das große
einkaufszentrum alles
verändert hat

während mir agrippina
in meinem neuen stammlokal
wie jeden abend
einen leichten drink serviert
aber nur noch einen bitte, sage ich zu ihr,
während sie mir gleich schon den
nächsten bringt ...

katzelmacher, so nannte die großmutter die italiener
und der großvater tat es auch ...
katzelmacher, was bedeutet das?

warum? was hatte sie dazu gebracht?,

fragte ich mich als kind, als ich glaubte,
als ich ihnen noch alles glaubte, und dachte,
ja, ich dachte, sie würden in diesem land

die katzen von den dächern
jagen um sie dann zu verspeisen, das sagte der großvater,
so hat man es dort immer schon getan...

dann sprach er noch von diesem anderen ort und
wie die kaiserin zita zu besuch kam und danach ihrem bruder,
dem feindlichen lager,
die stellungen der österreichischen soldaten
schnurstracks verraten hat, woraufhin
sie dort alle umgekommen sind
unsere soldaten, so sprach er,
und wie er auf dem rostfarbenen nierenküchentisch
diese geschichte mehrmals wiederholte,
beim mitag- und beim abendessen nochmals, damals

alles von seinem küchentisch aus

ach die alten kriege

dort lag einst die große fabrik
die nach dem durchzug der
deutschen bomber
genau wie der gesamte ort
nur mehr in schutt und asche lag

das ist wieder eine andere geschichte

doch dazu fällt mir heut nicht mehr viel ein denn
ich bin wieder mitten im
leeren zentrum
agrippina hat heute ihren
freien tag und ich sehe
einigen wenigen menschen nach
die geschäftig durch die vielen kleinen

gassen rennen
mir ist so heiß

eine hauptstraße gibt es noch, sonst nichts,
nur

supermarkthallen während draußen
unweit der stelle,
wo einst die fabrik stand,

die vielen lastwagen der amazonhauptzentrale
unmengen von waren in die große weite

fahren, an den rändern der städte, ja, in den büschen, drüben,
im zittrigen schattenrohr, legen sich die fernfahrer
einige stunden lang
nieder

aber was ist mit

agrippina,
wo ist agrippina geblieben?

agrippina, die schöne, in ihrem blitzblanken lokal,
agrippina, die vermutlich ihren kleinen ort
nicht mehr verlassen wird

agrippina, die so gern deutsch spricht und
hier in colleferro so gerne gäste aus anderen ländern empfängt.

Alexandra Turek, Mai 2024

ERIKA WIMMER MAZOHL

Palestrina / L' Antica Praeneste

Sieht Stufen im Stein / zum Beispiel terrazzamenti inferiori
/ die Bögen gebrochen / im Maß das Viereck die Rundung / und höckrig die
Haut / des letzten Krieges / strutture / che le bombe degli alleati / hanno portato alla
luce / legt Hand auf gefallene Mauern / [Soldaten] / scavati nella parete rocciosa / drei
Säulen / scalinate d'accesso / einst überdacht / zum Schutze der Häupter.

Sieht Schichtung im Tuff / verwüstet verwandelt / tra le povere case
/ ruht schwer im Gewinkel / dove Heinrich e Thomas Mann / alla ricerca di se stessi
/ sieht Reste gebauten Steins / aufgeschürft bloßgelegt / der Zeit entrissen / negli anni
Cinquanta/ nel fianco della collina / das Glück / Fortuna Primigenia / noch immer zu sehen
/ un locale a trifoglio / e la quarta terrazza / schweift Blick übers Land.

Terrazze balconi / sieht Weite / zum Beispiel al terzo livello / poliert
glatt gelackt fast die Treppen / und im Gleichmaß / la gioia per gli occhi / sagt wie
/ und dass sie Macht inszenierten / i portici e le colonne / im Geviert einer Stadt / sagt
wieder und wieder / und eng die Jahrhunderte / in den Gassen und Winkeln / Wasserspiele
im Stein / das archäologische Feld / umzäunt und geschützt.

Sieht Zäune / vicino alla Via del Borgo / dove gli spregiati / wo
die Verachteten / verdammt und vertrieben / aus dem
Ghetto der Stadt.

Erika Wimmer Mazohl,

Paliano, 18.11.2017

Korr. 19.11.2017

Ergänzt 24.11.2017

Korr. 30.11.2017

DANIEL ZIPFEL

»Die Wahrheit der anderen« (Romanauszug)

Brandt hatte die Jalousien zugezogen. Ich hatte geblinzelt, erst nach einigen Augenblicken das große Bett im fahlen Licht erkannt, einen Ohrensessel, eine Kommode mit einer Mappe des Hotels. Das Innere der offenen Minibar hatte in schmutzigem Weiß gestrahlt. Ich hatte die Tür zgedrückt. Brandt war an dem schmalen Schreibtisch gesessen, über seinen Laptop gebeugt, hatte sich nicht nach mir umgedreht. Auf dem Bett war die Zeitung mit den Bildern aus London gelegen. Brennende Häuser, brennende Autos, ein brennender Bus. Hilfloze Polizisten in gelben Westen. Ich hatte die Koffer neben den Kleiderschrank geschoben, hatte versucht, Brandt über die Schulter zu schauen, vergebens. Ich hatte vermutet, dass er wieder im Archiv der Süddeutschen nach seinem Namen suchte, nach den alten Artikeln.

„Du musst mir helfen“, hatte ich ihn sagen gehört.

„Warum? Was machst du?“

„Ich brauche deine Hilfe. Du kannst auch später zu den Booten gehen. Kannst alleine hingehen. Kannst es haben, das Bootsrennen, kannst alles alleine schreiben. Von mir aus bezahl ich dir auch eine Bockwurst. Jetzt musst du mir aber helfen.“

Als ich näher gekommen war, hatten seine Hände gezittert.

„Nimm den Computer“, hatte Brandt gemeint. „Ich sage dir an.“ Neben ihm waren zwei leere kleine Weinflaschen gestanden. Er hatte einen Prosecco aufgeschraubt, mir wortlos die Flasche in die Hand gedrückt.

„Was machen wir?“ hatte ich gefragt.

„Setz dich.“ Er hatte auf das Bett gezeigt. „Wir schreiben über London.“

„Wir sind aber in Klütz.“

„Das weiß doch keiner. Und selbst wenn, das interessiert doch keinen. Es geht um die Geschichte, Kleiner!“

Ich hatte gelacht, hatte einen Schluck Prosecco genommen, aber Brandt hatte mich mit unbewegter Miene angesehen. „Jetzt nimm den Computer.“

Textauszug aus: »Die Wahrheit der anderen« (Kremayr&Scheriau, 2020)

Daniel Zipfel, September 2018



Foto: Cornelius Hell